

*image
not
available*

3440
725
312

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



37

Paul Enderling

Am Fuß des Berges

Roman



1882/102

Albert Langen, München

33

Am Fuß des Berges

Paul Enderling
Am Fuß des Berges
Roman



Albert Langen, München

Copyright 1912 by Albert Langen, Munich

Als Vorspiel:

Scherzo

aus

Chopins H-moll-Sonate

op. 58

RECAP!

3440
212

Enderling, Am Fuß des Berges

I

542678

Das konfuse Fest

Martin Melcher, der Maler, zirpte auf seiner Gitarre und sang halblaut den Schlußvers des sentimentaln Montmartreliebes, das er von seinem letzten Pariser Aufenthalt — vor einem Jahr — mitgebracht hatte, und das im wesentlichen sein Repertoire bildete.

„. Chers petits bouquets de deux sous
 A votre langage si doux
 On s'habitué.
 Pourtant, ô perfides joujoux
 Sous vos attraits, que cachez-vous?
 L'amour qui tue . .“

Jens Peter Pronig, der Dichter der „silbernen Kage“, stand am Fenster und drückte sich die Nase an der kalten Scheibe platt.

Da draußen war Weihnachten. Berliner Weihnachten.

Sah er in den Fenstern gegenüber nicht die Lichtpyramiden aufflammen, klein und bescheiden, wie es sich für den vierten Stock ziemte? Sah er nicht die paketbeladenen Menschen auf den Straßen? Die schmunzelnden Ladenbesitzer, die abgehegten Verkäuferinnen — Und die Tannenwälder, die jäh aus dem

Asphalt gewachsen waren — Und die verrostenen, mieckrigen Kleinen, die Hampelmänner und Baumschmuck anpriesen — — Sie alle umrauscht von den wirbelnden Taktten der Symphonie der Winter-
sonnenwende.

Der Maler war fertig. Die Saiten schwirrten noch einmal, und der Ton kletterte zu eisiger Höhe hinauf.

„Schrumm!“ sagte Zacharias Zelewski, der einmal Theologe gewesen war und jetzt als „Privatgelehrter“ das Berliner Adressbuch zierte. „Dissonanzen sind ein feines Symbol für die Zustände eines modernen Menschen an solch kitschigem Tag.“

Der Lyriker, der in der anderen Sofaecke saß, stopfte sich eine neue Zigarette und schmunzelte.

Pronig drehte sich um und seufzte etwas: hier hörte man nichts von seiner Symphonie, oder man mühte sich doch, nicht hinzuhören.

„L'amour qui tue,“ sang der Lyriker noch einmal, und er zog das „tue“ so lang, daß es aus dem Ventil eines Dampfessels zu kommen schien.

Die Reste eines üppigen Menüs türmten sich auf dem Tisch auf. Bratenfragmente, Lachsfilets ließen sich sehen. Halbvollte Gläser stritten sich mit Tellern, aufgeklappten Taschenmessern, Zigarren und Zigaretten um den Platz. Nur die viereckigen, gemütlich dreinschauenden Likörflaschen beherrschten einstweilen das Schlachtfeld.

Einstweilen. Denn nun griff Zelewski nach der zunächststehenden und goß sich einen Danziger Kurfürsten ein. Einen großen natürlich. Einen „kleinen

Kurfürsten“ kannte er ebensowenig, wie die Geschichtsschreibung einen solchen kennt.

„Es ist ein gutes Rezept, verehrte Zeitgenossen, daß man vor einem Schnaps einen Schnaps und nach einem Schnaps einen Schnaps trinken muß. Sonst bekommt er nicht. Das hat mir mal ein Mediziner gesagt, der meine volle Hochachtung und mein uneingeschränktes Vertrauen genoß. Ich schenke euch dies Rezept. Ich bin heute in der Gebelaune.“

Dabei spülte er einen Benediktiner herunter und ließ ihm einen Kümmel folgen. Sein faltiges kleines Gesicht war ausnahmsweise stark gerötet, und der ergraue Schnurrbart mit den weißen Stoppeln auf Kinn und Wangen markierte sich deutlicher als sonst. Seine runden, scharfen Augen hinter den Brillengläsern blitzten.

„Willst du nicht aus deinem ‚Adler‘ vorlesen, Jens Peter?“

„Ich habe bloß die Urschrift da. Die kann ich nicht entziffern.“

„Alles andere ist im Käfig des Theaterlektors. Ich weiß. Aber es wird Zeit. Laß das elende Viech auffliegen! Es wird hohe Zeit. Die Renaissance nimmt überhand. Jeder Friseur unterhält dich über Donatello und die Paradiesestüre am Baptisterium zu Pisa —“

„— Florenz,“ verbesserte der Lyriker. „Ich habe erst gestern ein Sonett darauf geschrieben.“

Zelewski überhörte Wichtigstellungen.

„Oder sei originell! Mach eine Tragödie oder Komödie des Alkohols! Ich schenke dir eine Idee,

eine, nach der sich alle die unsauberen Finger belecken werden, alle Theaterdirektoren, die es aufführen und Millionen damit verdienen werden."

"Natürlich."

"Ruhig, Palettenmeister! Also es gäbe da einen Herrn Whisky, Fräulein Anisette, Onkel Bommerlunder, Großpapa Steinhäger —"

"Ich liebe den Onkel," unterbrach Pronitz.

"Bitte, geniere dich nicht! Enträtsle ihre Psychologie, ihre Bedeutung für den Einzelnen, das Weltall und erwecke Furcht und Mitleid. Furcht vor deinen nächsten Werken und Mitleid mit den Temperenzlern. Ich überseze es dir ins Englische, Persische — wohin du willst. Und Martinus macht den Buchschmuck der fünfzigsten Auflage der Buchausgabe auf Kaiserlich Japan-Papier. Das wirkt besser als eure Blut-Fagkes aus der Renaissance, glaubt mir."

"Sag nicht 'Temperenzler'," bat der Lyriker gequälten Angesichts. "Es gibt mir jedesmal einen Stich durchs Herz, daß es Leute gibt, die etwas aus Tassen trinken."

"Mir soll das keiner im Krematorium nachsagen dürfen."

"Mir auch nicht."

"Nieder damit! An die Laterne mit ihnen!"

Und sie stießen alle vier darauf an.

"Meine Frau singt jetzt bei ihrer Schwester Sti—hil—le Nacht. Ich sollte auch mit. Es ist zum Schießen." Und Zelewski schüttelte sich vor Lachen.

"Das verstehe ich nicht," fuhr Pronitz auf. "Eine Frau haben, eine Engelsfrau wie deine, die du gar

nicht verdienst, — und dann hier sitzen und sich volltrinken, als ob man eine Zisterne wäre!! An solchem Tage müßte man sich drei Mark in die Tasche stecken, einen Busch Schneeglöckchen kaufen und sie einem lieben Menschen schenken, seiner Frau . . . oder einem hübschen Mädels, das man sieht. Das wäre was!"

„Warum tust du es dann nicht?“ Zelewski saß wie ein gereizter Jaguar.

„Ja, wer soll es wohl sein?? Ach, irgendwo ist Liebe und wartet auf einen. Irgendwo öffnen sich Arme. Irgendwo setzt die Uhr zum Schlagen an und will die Stunde anzeigen, die für die Liebe, für die große Liebe bestimmt ist. Und sie schlägt zu Ende. Und man weiß nicht, daß sie einen rief. Und man bleibt in seiner Bude und trinkt Danziger Kurfürsten — —“

„Kater vor dem Kaufsch,“ konstatierte der Lyriker. Melcher zuckte die Achseln.

Aber Pronig ging gedankenvoll auf und ab, soweit es der sehr beschränkte Raum gestattete, und stieg dabei mit großem Geschick über die ausgestreckten Beine der Freunde hinweg.

„Man sollte jemand beschenken. Weihnachten ohne etwas zu schenken — welch ein Unsinn!“

„Such' dir doch deine Schneeglöckchendame!“ höhnte Zelewski. „Beschenke sie und grüße sie schön von mir!“

Pronig blieb vor ihm stehen.

„Aber das wäre ja kein Beschenken! Begreifst du das nicht?? Das wäre ja nur ein Kauf! Man würde für die Schneeglöckchen — Lächeln kaufen.“

Für drei Mark Lächeln. Für drei Mark Sonnenschein. Winternonnenschein, der so verflucht teuer ist."

Zelewski grinste ihn intensiv an und war gerade im Begriff, ihm eine gutgeformte Grobheit zuzuworfen, als es klopfte.

Der Lyriker, der der Türe zunächst saß, öffnete.

Draußen stand Frau Kuhnert, Pronig's Wirtin, und hielt ein kleines Tannenbäumchen in der Hand.

"Es ist eben — entschuldigen Sie man — hier abgeben."

Und als keiner der Biere zugriff:

"Für Herrn Pronig."

Pronig stand auf und untersuchte den Baum. Es waren Lichte daran, ein paar bunte, geschmacklose Kugeln und Figuren und Wattetupfen, die wohl den Schnee markieren sollten. Aber kein Lebenszeichen dabei: Nichts. Nichts.

"Schmeiß es 'raus," riet Zelewski freundlich.

"Wir sind kein Pastorenkonvent!"

"Wer hat es gebracht, Frau Kuhnert?"

Sie war nicht zu Hause gewesen. Nur ihr Fritz. Dem hätte es eine Dame für den Herrn Doktor gegeben.

War sie wenigstens hübsch gewesen?

Davon verstand ihr Fritz noch nichts. Gott sei Dank. Und im übrigen hätte sie zu tun und wünsche vergnügtes Fest.

Damit war sie fort, und der Dichter drehte den Baum verlegen in der Hand.

"Was macht man nun bloß mit dem Gestrüpp?"

"Da es von einer Dame ist, kannst du es nicht

zurückweisen," sagte der Maler sehr bestimmt. „Und schließlich stört es ja auch nicht!“

Mit Stimmenmehrheit wurde beschlossen, das Gestrüpp zu behalten und es auf den Bertikow zwischen die dort aufgestapelten Bücher und Broschüren zu setzen.

Dort stand es nun und trug — so klein es war — einen ganz feinen leichten Duft vom Walde in die wüste Bohémestube . . . von dem märkischen Walde, der jetzt verschneit und voller blißernder Kristalle in tiefem Schweigen stand . . . und zum klaren, dichtbesterntem Himmel seine Arme reckte . . .

Zelewski schimpfte auf alle Sentimentalität im allgemeinen und auf dies konfuse Fest im besonderen, das nicht germanisch, nicht christlich, nicht hebräisch sei. Es sei nur neudeutsch, preußisch. Vernünftige, kultivierte Nationen wüßten nichts von solchen Absurditäten. Und er selber könne beim besten Willen keinen persönlichen Standpunkt zu dem Sohn von „Bettelheim“ finden.

„Bettelheim," wiederholte er paarmal. Das Wort gefiel ihm. Er goß sich darauf einen Likör ein.

Aus irgend einem Stockwerk her klangen Weihnachtslieder. Gedämpft. Melancholisch. Falsch. Wie hastiges Singen furchtsamer Kinder im Dunkeln . . .

Nun waren sie alle still und horchten.

Nach einer Weile sagte Pronig, wie aus tiefem Traum heraus: „In dieser Zeit roch es bei uns immer nach Kuchen und Tannen. Und meine Schwester hatte Stickerien auf den Gabentisch gelegt . . . Tränenden Auges . . . Denn sie waren nicht fertig

geworden . . . Sie wurden nie fertig." Und in sein geliebtes Hamburger Platt verfallend, sagte er leise, müde lächelnd: „Littje Söte!“

Der Lyriker trommelte auf dem Tisch. „Manchmal habe ich zu Hause in Labiau den Kuchen mit eingerührt und die Rosinen hineingesteckt und den Kardamom.“

„Kardamom? Unsinn! So was nimmt man nicht zum Kuchen,“ erklärte Pronitz kategorisch.

„Aber natürlich!“ fuhr der Lyriker empor. „Ich schmecke es ja noch auf der Zunge.“

„Das würde jedes Gebäck um seinen eigenen Geschmack bringen. Du verwechselst es wahrscheinlich mit Saffade oder etwas anderem.“

„Ich denke nicht dran.“

Eine ganze Weile stritten sich die beiden Poeten um das Problem des Kardamom.

Zelewski lachte heiser.

Martin Melcher war noch ernster geworden, als er ohnehin von Natur war.

Wo war seine Kindheit gewesen? Er kannte nur ein müdes, fränkliches, verweintes Frauengesicht, das sich über ihn neigte und das ihn geküßt hatte. Bis zum siebenten Jahr. Da kam er zu Fremden und in die Schule und erfuhr zu seiner schmerzlichen Bewunderung, daß auf ihm ein Makel läge; er hatte keinen Vater.

Wo war seine Kindheit gewesen? Er hatte sie nie gespürt. Nur gearbeitet. Erst in der Schule. Hart angespannt. Denn sein Kopf war nicht hell und brauchte Stunden zu Dingen, die andere in

Minuten erfaßten. Dann im Kampf um die Kunst, die ihm Herzblut gekostet hatte. Und ob er auch, glücklicher als mancher Kollege, einen schützenden Mäzen gefunden hatte, — immer war er gequält von einer unbegründeten, undefinierbaren Furcht vor der Zukunft: vielleicht ein Erbteil aus der Zeit her, da ihn die Mutter in Angst und Sorge getragen.

Wo war seine Kindheit gewesen?

Er ging zu dem Baum, steckte die Lichter an, ohne daß ihn einer daran hinderte, und sagte: „Bitte, Jense Peter, ließ was vor!“

„Von mir? Ich habe keine Lust.“

„Dann was andres. Aber etwas, das es in sich hat.“

Pronig suchte in seinen Bücherschägen. Halbvergraben unter den roten Heften des Montagblattes „Glocke“, dem sie alle nahe standen, lagen die Bücher aufgestapelt, die sich der Dichter in guten Zeiten gekauft. Stirner? Nein, das paßte heute wohl nicht. Ibsen — Conradi — „Das Lied der Menschheit“ — Bleibtreu — Hauptmann — Zolas „Germinal“ — — Da kam ihm der Zarathustra in die Hand; und als er ihn durchblätterte, kam ihm das Kapitel vom „Baum am Berge“ vor die Augen.

Er schob die Lampe näher und las langsam die feierlichen Worte — bis zu dem Schluß, der wie Orgelgebraus ist:

„Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! . . .“

Ein Lichtchen nach dem andern erlosch . . . Ein

Tannenzweig brannte, knisterte, vergoldete sich mit dem Gold der Funken, knisterte noch einmal, sprühte Asche herab und verglomm.

In das feierliche, beinahe ängstliche Schweigen sprang plötzlich die Stimme Zelewski's:

„Wir haben ja ganz die Würste vergessen, die teuren Frankfurter Würste zu dreißig Pfennig das Stück!“

Melcher sah ihn resigniert an. „Du kannst nichts ernst nehmen, wie?“

„In Berlin ist nichts ganz ernst zu nehmen.“

„Na ja. Im übrigen hat er recht. Die Würste sind wirklich vergessen. Wer hat denn noch Appetit?“

Alle verzichteten.

„Dann morgen zum Katerfrühstück,“ schlug Melcher vor.

Aber der Lyriker fuhr freudequiekend auf. „Ich weiß was Besseres als dies verächtliche Aufsparen. Auf Wiedersehen!“ Und zur Verwunderung seiner Freunde war er im nächsten Moment barhäuptig zur Türe hinaus, und man hörte ihn die Treppe hinunterspringen.

Nach einer Weile kam er zurück, von tosendem Beifall begrüßt; unter seinem Arm trug er ein kleines zottiges Bündel, das sich bei näherer Betrachtung als ein Hund legitimierte.

„Der Friseur von unten hat ihn mir abgelassen. Er jaulte und mieszte. Er, d. h. der Hund. Das Borstentier protestierte auf diese Art, als ich ihn mit gebührender Feierlichkeit zum Feste einlud.“

Pronig, der Kenner war, untersuchte das Tier auf Flöhe.

Melcher rief ihn bei dem selbstgewählten Namen „Bugi.“

Zelewski gröhlte ihn an: „Hundsvieh, miserables, wirst raus?? Ks— Ks— such' Kagschen — such — Ks— fs—“

Der Lyriker aber hockte auf dem Bettvorleger und sagte mit der Stimme eines Muezzin, der vom Minarett zum Gebet ruft: „Gib mir zum Gruß deine biedere Rechte, wackerer Bierfüßler!“

Der Hund sah ängstlich von einem zum andern.

Er war nicht schön. O nein. Aber man konnte ihn keiner bestimmten Rasse zum Vorwurf machen. Er war eine konzentrierte Hundeausstellung. Doch er schien Gemüt zu besitzen und blinzelte verständnisvoll zu dem grünen Bäumchen hin.

Als er sah, daß Melcher die Bürste daran befestigte, brachte er sogar seinen Schwanzstummel in schwingende Pendelbewegung.

Bevor er die Bürste erschnappen durfte, mußte er eine lange Festrede Pronig' über sich ergehen lassen, die in die Behauptung ausklang: „Ihr Hunde seid doch bessere Menschen.“ Dann fuhr er aber rücksichtslos in das Grün, sich unbedenklich die Schnauze durchlöchernd, riß die Bürste ab und schlang, schlang, als hätte er den ganzen Appetit des ganzen Jahres für diese eine Mahlzeit aufgespart.

Pronig behauptete, daß er anschwölle.

Als er mit allem fertig war, sah er sich mit bescheidener Neugier nach anderen Delikatessen um und er versuchte dabei, ein harmloses, verbindliches Lächeln in sein haariges Gesicht zu legen.

Es mißglückte aber.

„Ja, ja,“ sagte Pronig. „Weihnacht erhält die rechte Weihe doch erst durch eine Bescherung.“

Darin stimmten ihm alle bei, und Zelewski goß sich zur Befräftigung einen Benediktiner ein.

Eine Niederlage

Der Kellner glitschte ein wenig auf dem glattgebohnerten Fußboden aus, so daß etwas vom Kaffee überschwappte und auf den Anzug von Jens Peter Pronitz spritzte.

„Tölpel,“ sagte der.

Als er aber in die müden Augen des überarbeiteten Menschen vor sich sah, in denen kein Ärger, sondern nur eine verzagte Gleichgültigkeit zu lesen stand, tat ihm seine Übereilung leid. Und er beschloß, sich nachher beim Weggehen bei dem Manne zu entschuldigen.

Während er das Zuckerstückchen langsam zerührte, überlegte er, wie er eigentlich zu seiner verzögerten, nervösen Stimmung gekommen war. Gewohnt, seinen Gedankenapparat jederzeit zu kontrollieren und auf seine Leistungen zu prüfen, sah er schnell nacheinander die Stationen des heutigen Tages an sich vorbeiziehen. Mit derselben Gleichgültigkeit, mit der man auf langen Bahnfahrten im Schnellzug die Namen der kleinen Eisenbahnstationen an sich vorbeischaufen und entgleiten sieht. Da wären wohl überall Entwicklungsmöglichkeiten. Gewiß. Aber es interessiert einen nicht: man hält dort nicht an. Man hat dort so gut wie gar nichts zu suchen.

Da kam zuerst ein Brief von zu Hause. Der Neujahrsbrief. Nicht von seinen Eltern. Seine Schwester hatte heimlich an ihn geschrieben und eigentlich nichts anderes zu erzählen gewußt, als daß ihre Freundin Regine Luther nächstens eine Reise nach Italien mache. Sie hätte eigentlich mit sollen. Aber Papa war immer so unwirsch, daß sie sich gar nicht getraute, ihn zu fragen.

Wie dumm war das! Sie hatten das Geld scheffelweise und gönnten es sich und ihrem Kinde nicht, den gelblichen Nebel Hamburgs mit dem blau-seidenen Himmel über Neapel und Florenz zu vertauschen! Und das Ungeschriebene zwischen den Zeilen, das ihn aufdringlich fragte: hast du denn als Poet Erfolge und willst du nicht lieber Papa zuliebe auf den Kontorbock steigen?

Dann war da das Gezweifel über die Geberin des Weihnachtsbaums. Das Geheimniß reizte ihn. Es hätte ihn noch mehr gereizt, wenn die Sache geschmackvoller gewesen wäre. Aber die bunten Dinger am Baum waren bei Tage von zu gemeiner Farbe. Selbst Frik hatte sie nicht essen mögen: soviel Gips war darin. Wer war er denn, daß sich jedes Milchmädchen erlauben durfte, ihn mit solchen Albernheiten zu regalieren? Sah er so aus?

Dann war das Klavierspiel aus dem unteren Stock gekommen: anstatt an Couplets, zu denen man prädestiniert war, hatte man sich an Nicolais „Lustigen Weibern“ versündigt. O, es war zum Verzweifeln gewesen!

Das hatte ihn hinausgejagt.

Und dann —

Er kam nicht weiter im Grübeln.

Eine dickfleischige, schwer beringte Hand fuhr ihm zwischen Tasse und Gesicht.

„Guten Tag, Herr Fresenius! Gott sei Dank!“

Leo Fresenius trat einen Schritt zurück.

„Gott sei Dank?“ Das ist verdächtig. Ich habe aber wirklich bloß noch zwei Mark bei mir und überlegte eben, ob ich meiner Gattin ein Stück Pflaumentorte kaufe, die sie mit unbegreiflichem Behagen genießt, oder ob ich mich in den Pfuhl der Genußsucht stürzen und eine Grande Weiße zu mir nehmen sollte, — da sah ich Ihre blonde Dichterschönheit am Fenster.“

Fresenius nannte sich auf seinen Visitenkarten „Buchhändler“. Warum, wußte keiner recht. Es umschwebte ihn aber — vielleicht gerade deshalb — ein gewisser Nimbus.

„Ich bestelle erst nachher,“ sagte er zu dem Kellner, der sich sofort zurückzog. „Haben Sie Kleemann schon gesprochen?“

„Nein.“

„Da kann ich Ihnen also die große Neuigkeit verkünden, die Ihr Herz in Wallung bringen wird. Hören Sie nicht Zukunftsstimmen in der Luft? Es stehen große Dinge bevor, Dichtermann!“

„Sprechen Sie Deutsch!“ bat Pronis.

„Kleemann will einen Vortragsabend von den Mitarbeitern der Glocke veranstalten.“

„Einen Vortragsabend?“

„Ja. So was schmeißt 'nen Haufen Geld, mein

Bester, wenn man's richtig anfaßt! Sie sollen natürlich auch ran."

"Ich kann aber gar nicht vortragen."

"Dann mieten wir Ihnen eben eine Posaune, ein Mundstück." Fresenius liebte solche Vergleiche. "Irgend ein Schauspieler-Cleve macht es und küßt noch die Hand dafür."

"Aber er kann doch nicht meine fünftaktigen Dramen vorlesen."

"Gott, seid ihr Dichter schwerfällig! Wenn euch nicht ein praktischer Mensch unter die Arme greift, modert ihr im Kinnstein. Haben Sie auf Ihrer Leier nur diese eine schlotternde Saite? Haben Sie nie zum Preis der Vielgeliebten Verse verübt? Sonne — Wonne — Brust — Lust — na?"

"Gedichte — nee, da laß er lieber 'ne Novelle von mir vorbringen."

"Auch gut."

"Oder halt! Ich hab's: ein paar Aphorismen aus meiner ,schwebenden Kugel'."

"Was ist denn das?"

"Begreifen Sie nicht? Gott, wie umständlich! Das Symbol des Zufälligen, des Unberechenbaren, dem wir alle unterworfen sind."

Fresenius winkte enttäuscht ab. "Ich weiß schon: der philosophische Jongleur in der Westentasche — oder: wie werde ich in vierundzwanzig Stunden verrückt? Das ist sicher zu geistreich. Und man muß Leute, mit denen man Geschäfte machen will, schonend behandeln. Na, wir werden schon einig werden. Wenn wir bloß einen Musiker

hätten! ‚Ziderimzimjim‘ muß unbedingt sein. Unbedingt.“

„Welcher kann ja harfen.“

Fresenius brummte etwas, was keine Schmeichelei für den Maler war, und fuhr dann unvermittelt fort: „Sagen Sie mal: was kriegen Sie eigentlich für Ihre Skizzen in der Glocke?“

„Honorar?“

„Ja.“

„Gar keins.“

„Gar keins? Warum arbeiten Sie denn da?“ Sein ratloses Erstaunen amüsierte Pronitz. „So was können Sie sich wohl gar nicht vorstellen?“

Fresenius wurde böse. „Ich kenne auch Idealismus und bin zu manchem fähig. Aber was zuviel ist, ist zuviel — Dieser Gauner, der Kleemann!“

„Mir hat er gesagt, er verdiene kaum das Papier an dem Blatt.“

„Tausende verdient er, Tausende. Liegt es nicht in allen Kiosken, bei allen Händlern, auf allen Bahnhöfen aus? Ist es nicht bereits dreimal konfisziert worden? Papier und Druckerschwärze fällt bei seinen vielen Druckgeschichten ja doch nebenbei ab, wie die Würst beim Schweineschlachten — Und kein Honorar! Aber das muß anders werden. Ich werde dafür sorgen, daß es anders wird. Fresenius kontra Kleemann. Ihr werdet staunen. Ich drücke ihn an die Wand, daß er quietscht.“

„Bravo. Meinen Segen haben Sie.“

„Ich schreibe Ihnen, wann wir ihm gemeinsam auf die Bude steigen.“ Er setzte seinen Hut schief

auf, kniff seine Augen ein und fragte: „Wissen Sie, welches Geschäft die Berliner Damen am liebsten haben?“

Proniz war aber nicht in der Stimmung, seine gefürchteten Wortspiele anzuhören, und erklärte, keinen Wert auf die Kenntniß dieser Tatsache zu legen.

„Schade! Ich wollte mir einen guten Abgang sichern.“

„Bleiben Sie doch noch.“

„Die Frau wartet.“

„Ach, die Frau!“

„Kästern Sie nicht! So was rächt sich. Auf Wiederseh’n!“

Es war zu ärgerlich. Alle waren sie beschäftigt. Und alle mit Weibern. Selbst Zelewski widmete sich heute seiner Frau. Der Lyriker stieg irgend einer Bürgergans nach oder simpelte gar im Westen Familie — psui Deubel! Welcher war wohl mit einem Modell zusammen — wenigstens war er vorhin nicht zu Hause gewesen.

Es war die reine Epidemie.

Was blieb da für ihn übrig?

Er zog wieder den Brief hervor, den er heute bekommen: „Seit heute weiß ich, daß Sie der Dichter sind, dem ich so oft in der Glocke begegnet bin. — Darf ich Ihnen nicht einmal im Leben begegnen? Gesehen haben Sie mich schon oft. (In einem Geschäft — ich sage aber nicht in welchem.) Ich bin morgen von vier bis einviertel fünf Uhr Königskolonnaden. Erkennungszeichen: in der linken Hand das neueste Heft der Glocke. Auf Wiederseh’n? Lucy Valentin.“

Daß sie ihren ganzen Namen hingeschrieben hatte, gefiel ihm am besten.

Es war gewiß das schwarze Fräulein aus dem Papiergeschäft, die die Schreibmaschinen-Arbeiten machte.

Ob sie es war, die den Baum geschickt hatte?

So sentimental sah sie doch nicht aus? Aber in dieser Zeit wurden sogar die Kaninchen gemütsfrank — —

Fünf Minuten vor vier? Da war es ja eigentlich Zeit zu gehen.

Als er beim Zahlkellner die Rechnung beglich, wünschte er den Revierkellner zu sprechen.

„Beschwerden nehme ich entgegen.“

„Ich will mich auch nicht beschweren. Im Gegenteil.“

Der Kellner kam.

Pronitz lüftete höflich den Hut und entschuldigte sich umständlich und verlegen.

Der Kellner sagte nur devot: „Gewiß, gewiß, mein Herr!“ Seine müden Augen sahen über ihn hinweg.

Als Pronitz hinausging, hatte er das Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben.

Lucy

Lucy Valentin drehte sich einmal um sich selbst, daß die Röcke sich zu einer Glocke blähten, und sagte: „Pfui, Sie sind ein aufdringlicher Mensch, Herr Eggert! Schämen Sie sich!“

Dabei blickte sie den kleinen dicken Schauspieler mit einem pfeilschnellen Seitenblick an, daß der schmunzeln und denken mußte: Na, das nächste Mal!

Lucy verließ das Haus.

Dieser unverschämte Mensch hatte es gewagt, sie ohne weiteres um die Taille zu fassen, und sie zu küssen versucht. Er sollte sich nur unterstehen, das noch einmal zu tun! Wer war er denn überhaupt? Ein Schauspieler. Na, man kennt das ja.

Man kennt diese Herren schon aus den Romanen. Die waren umschwärmt und hatten nur so die Auswahl zwischen den Frauen und Mädchen, die sich ihnen anboten — von den feinsten Damen an. Die achteten ein Ladenmädchel gar nicht; und dafür hielt der sie doch gewiß, trotzdem sie beinahe Buchhalterin in ihrem Geschäft war.

O nein, er irrte gewaltig. Sie war klug. Oho, ein Berliner Mädchel!

Und wie dick war er. Das ging doch gar nicht auf der Bühne. Da mußte man als Mann groß,

schlank, elegant oder heldenhaft aussehen, und als Weib — ja, als Weib etwa wie sie, Lucy Valentin.

Sie blickte verstohlen in die Spiegelscheiben eines Geschäfts, die trotz des Feiertages unverhängt waren.

Nun war sie in den Königskolonnen. Und da war auch der interessante, große blonde Mensch. Der Dichter.

Er ging nicht halb so elegant wie ihre männlichen Geschäftskollegen. Er sah nicht im geringsten weltmännisch aus. Dem Ideal des „Berehrers“ entsprach er jedenfalls keineswegs. Aber er hatte etwas im Gang. So ging keiner ihrer Bekannten. So, als machte er sich gar nichts aus der Umgebung, als stände er wer weiß wie hoch über ihr: als sei er ein König, der infognito hier umherging.

In ihren dunklen Carmenaugen glommen Fünfchen.

Er stand neben ihr und sagte: „Gnädiges Fräulein, ich glaube, wir haben uns beide verirrt.“

„Verirrt?“ sagte sie sehr verblüfft. „Davon weiß ich nichts.“

„Doch, doch!“ beharrte er. „Wir haben uns verirrt. Man verirrt sich immer, wenn man bei diesem Wetter draußen herumläuft, anstatt ein Lokal aufzusuchen, wo es hell und warm ist.“

Nun lachte sie, und er bemerkte gleich, daß sie kleine, weiße Zähne hatte.

„Ist Ihnen ein Restaurant lieber oder ein Café?“

„Gott, wenn es nur Musik gibt!“

Das war berlinisch. Es gefiel ihm.

Als sie in dem prozig ausgestatteten Lokal saßen, dessen rauchige Luft die Klänge einer bedenklich „rumä-

nischen" Kapelle durchschritten, fragte er sie lässig und gemüthlich aus.

Es gab solche Schemata, nach denen man den Charakter eines Mädchens ganz gut erkennen konnte. Jemand hatte ihn mal darauf aufmerksam gemacht.

„Haben Sie Geschwister?“

„Leider nein!“

„Leider? Warum leider?“

„Ach Gott, so einen kleinen Bruder hätte ich ganz gern gehabt.“

„Die sind aber unbequem, die kleinen Brüder, zumal sie größer werden.“

„O, ich würde schon mit ihm fertig werden. Im guten natürlich.“

Also: es war etwas Mütterliches in ihr drin, etwas, das lenken und für etwas sorgen wollte.

„Tanzen Sie gern?“

„Nein. Leider nicht.“

„Wieder ‚Leider‘?“

„Ja. Es entgeht einem doch vieles. Aber in den Privatgesellschaften ist es so langweilig. Die Familien alle, ach je! Und öffentlich gegen Bezahlung! Nein, nicht um die Welt.“

Gott sei Dank: sie tanzte nicht! Sie hatte also eine Menge Wünsche nicht, die aus diesem merkwürdigen Hopsgelüst der Evasstöchter stammen!

Laut bedauerte er es aber und renommierte mit seinen Kenntnissen der Vororts-Tanzlokale. Er sprach von Halensee und Schramm und Pankow, als sei er dort Stammgast, und schnitt furchtbar auf. „Das

ist aber alles nichts gegen Paris. Moulin rouge — La Galette — ach, ich sage Ihnen!"

„Waren Sie in Paris?"

Er ließ die Frage unbeantwortet. „Da gibt es eine Vorschrift, wonach die Tänzerinnen die Fußspitzen nicht höher als bis zum Kinn heben dürfen."

Wie würde sie lachen?? Richernd, schmagend, verlegen, atemlos?

Nichts von allem. Sie sah ihm groß ins Gesicht und sagte unter leichtem Augenzwinkern: „Wollen Sie das in Berlin einführen?"

Allmählich wurde er warm. Sie sprach nicht viel. Aber immer überlegt und meist witzig. Und ihre Stimme war beinahe schön: sie sprach wie Landmädchen, die am lauen Sommerabend in das Geraune der Felder und des Waldes hineinsprechen, nicht wie diese Großstädterinnen, die gegen Getreisch der Straßenbahnen und Gebrüll der Motorwagen ankämpfen müssen.

Er wurde warm und wurde sich dessen mit einer gewissen Unruhe bewußt.

... Steh fest, Jens Peter! Du bist lange einsam gewesen und du unterliegst der „Gefahr des Einsamsten, alles zu lieben, das lebt". Hatte der Prophet ihn nicht gewarnt?

Er übersah die Skala dieser seiner neuen Gefühls-epoche mit der Schärfe des gewiegten Diagnostikers.

Es kamen nun die Seelenwallungen. Der Kessel würde überkochen von der brodelnden, heißen Flut. Und das würde solange dauern, bis alle Flut verdunstet war, bis der Kessel selbst zu sengen begann:

stinkend und brenzelnd. Denn das Feuer hielt länger vor —

Wirst du mir immer treu sein, wenn ich's dir auch bin??

Ach, ehe der Hahn dreimal kräht, wirst du mich dreimal verraten haben!

War sie denn eigentlich schön? Das konnte man nicht ohne weiteres bejahen. Manche ihrer Bewegungen waren zu kindlich für sie. Denn schließlich mußte sie doch Mitte Zwanzig sein.

Aber um die Augen lagen ganz kleine Fältchen. Sie sprachen von erlittenem Schmerz. Das machte einen weich. Das weckte den Poeten in ihm auf.

Und die Hände waren klein und zart.

Es mußte gut tun, von ihnen gestreichelt zu werden — —

Steh fest, Jens Peter! Laß dich nicht beirren! Bleib du selbst! Wer sich verliebt, gibt sein Bestes auf: seinen Willen.

„Nicht Vaterland, noch Eigentum und Haus, sind meine Herren. Beugen muß ich mich vor keiner Knechtschaft, die im Herzen thront.“

Das hatte Otto Erich, der König der Bohème, gepredigt. Aber im gleichen Moment, wo er es sich zitierte, fragte er sich auch gleich: war dies wirklich Emanation starken Menschseins? Oder — war es „Literatur“?

Bei Poeten ließ sich das nie mit Bestimmtheit sagen: die „melancholie de métier“ ersticht zu leicht die Wahrheits-Instinkte. — Der Teufel hole die Literatur!

Leben! Leben auf alle Gefahr hin! Nein, gerade um der Gefahr willen!

Beim Abschied an der Haustüre zog sie den Handschuh ab und reichte die nackte Hand zum Kuß.

Er küßte erst den Rücken, dann die Innenfläche und bog die Hand schnell zur Faust.

„Schön festhalten so! Und auf Wiedersehen morgen!“

„Auf Wiedersehen, Herr Pronig! Schönen Dank und gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Aber es wurde keine gute Nacht für ihn.

Er hatte einen schweren, wunderlichen Traum: eine riesengroße, hundertfüßige Spinne hockte über ihm. Jeder Fuß saugte sich fest an seine Adern. Sie hatte ein menschliches Gesicht: einen wilden, verführerischen Carmenkopf; er sah deutlich die blau-schwarzen Haarsträhnen und die Goldfünkchen in den Augen. Bald umarmte sie ihn kosend. Bald sog sie fest an ihm, daß es schmerzte.

Als er erwachte — er hatte erst eine Viertelstunde geschlafen — dachte er über den Traum nach. Die Spinne — das war verkrüppelte Erinnerung an die seltsamen Beleuchtungskörper im Lokal. Das übrige kam ganz einfach vom Trinken.

Was Zelowski auch sagen mochte, — es regte die Nerven mehr auf, als es beruhigte. Nein wirklich, man sollte das Trinken einstellen —

Und er schlief wieder ein.

Du!

Das Zimmer war voller roter Rosen. Sie standen in Vasen allerlei Formats auf dem Schreibtisch, auf dem Bertikow, am Fensterbord. Ihr Duft hing wie eine rote Wolke in der Luft.

Lucys Nasenspitze war verfroren und leuchtete selber wie eine Rose aus dem aufgeklappten Pelztragen. Sie sah kläglich drein wie ein Kind, das jeden Augenblick losweinen will.

Proniz mußte lachen, als er sie ansah und küßte sie auf die Nase.

Da sah sie die Blumen und klatschte vor Freude in die Hände.

„Soviel Rosen in dieser Jahreszeit! Sie sind wohl sehr teuer gewesen?“

Sie war mit Aufbietung aller Vorsichtsmaßregeln gekommen. Er hatte ihr draußen entgegengehen müssen, zum Zeichen, daß er an die Verabredung dachte; dann war er vorangegangen und sie war — wiederum allein — die Treppe hinauf ihm nachgehuscht und durch die Türe, die er vorsorglich geöffnet hielt, zu ihm hinein.

Sie hatten soviel Vorsichtsmaßregeln angewendet, daß die Wirtin natürlich alles hatte merken müssen.

Aber sie schloß ihre beiden freisrunden Augen. Denn sie war eine vernünftige Frau, die Frau Ruhnert.

Die Lampe trug einen roten Schirm. Er stand bauschig ab wie ein Ballettröckchen.

Wenn sie den Wein trank, meinte er, ihn durch die feine Haut des Halses schimmern zu sehen. Das war wieder „Literatur“. Aber schöne!

„Agnes Bernauer,“ sagte er laut.

„Wer ist das?“

„Ach, nichts von Bedeutung!“

Sie erzählte von ihren Eltern und Verwandten. Alle waren sehr streng und ernst. Mennoniten. Sie hatte als halbverlorenes Schaf gegolten, seit sie ihre Haare nicht mehr im glatten Scheitel trage.

Etwas von Einfachheit war aber noch zu merken: sie trug einen schlichten grauen Rock und schwarze Taftbluse. Die lag aber sehr, sehr eng an.

„Komisch, nicht wahr? Vor zehn Tagen kannten wir uns noch nicht. Und jetzt erzähle ich alles, als müßte ich vor Ihnen eine Beichte ablegen. Eine Beichte!“ wiederholte sie lachend. „Gib't's so was denn noch?“

Wie schön war sie doch! Und wie fein und sich selber unbewußt sie ihn umwarb! Ach, es war doch gut, jung zu sein — — —

Beim zweiten Glas duzten sie einander.

Dann wühlte sie in seinen Bücherschägen. In einem besonderen Karton waren die bunten, länglichen Hefte beherbergt, die auf der ersten Seite den Aufdruck trugen: „Die Glocke. Blätter zur Hebung und Reinigung unserer Kultur. Herausgeber: Ibo Kay.“

Lucy zog eins daraus hervor und wies auf eine Skizze, die Pronig' Namen als Verfasser trug.

„Daher kenne ich dich schon lange.“

„Du schriebst ja, daß du die ‚Glocke‘ liest.“

„Jedes Heft, das bis jetzt erschienen ist, habe ich mir gekauft.“

Das war bißchen gelogen. Sie hatte die Hefte nur in ihrem Papiergeschäft, wo sie zum Verkauf auslagen, eingesehen.

Pronig war froh darüber: wieviel andere mochten nicht gleich ihr mit seinem Namen einen bestimmten Ideengang, einen Traum verbinden, bei seinem Namen eine innerste Saite tönen hören! Künstlerglück!

Er zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn. Ganz keusch.

„Ibo Ray muß ein herrlicher Mensch sein, nicht wahr? Wenn man so liest, wie er für alle Unglücklichen und Enterbten eintritt, für alles Unrecht auf der Welt — ich möchte ihn kennen lernen.“

„Das wird bald geschehen.“ Er erzählte von den geplanten Vortragsabenden und seiner Mitwirkung dabei.

„Du auch?“

„Ja. Traust du's mir nicht zu?“

Sie sah ihn einen Moment prüfend an, stellte sich dann auf ihre Fußspitzen und küßte ihn. So antwortete Lucy.

„Bei mir in Hamburg sagen sie, wenn sie verliebt sind: Min littje Söte!“

„Ach, das ist hübsch!“ Sie versuchte es nachzusprechen. Ihre Berliner Zunge bekam es aber

nicht fertig. Das Weiche der plattdeutschen Worte wurde unversehens spiz.

Sie wußte nichts Genaueres über ihn. Nur daß er aus Hamburg war und daß sein Vater, wie sie aus einem Hamburger Adreßbuch gesehen, Großkaufmann war und daß sie sich miteinander überworfen hatten. Aber dies konnte sich ändern! Ihre Phantasie erging sich in mancherlei Bildern.

Von Hamburg wußte sie nicht mehr, als daß es an der Elbe lag, daß es ein schrecklich interessantes Viertel, St. Pauli, dort gäbe, und daß in der Nähe Blankenese lag, wo sein Vater eine Villa hatte.

„Du mußt mit mir mal nach Hamburg fahren, ja?“

Er suchte ihren Mund. Aber sie hielt ihn so lange zurück, bis er „ja“ sagte.

Nun sprach sie alle Liebesworte nach, die er vorsagte, und gefiel sich in einem zärtlichen Timbre ihrer Stimme. Ihre Augen bekamen einen feuchten Schimmer. Saßen Tränen darin? In diesem Moment glaubte sie selber alles, was sie sprach.

„Ich glaub', ich hab' dich jetzt noch viel, viel lieber.“

„Biel lieber, bijou? Das ist nicht recht.“

„Warum denn?“

„Nein. Denn dann hast du mich bisher nicht lieb genug gehabt!!“

„Ach du!“

Triumphierend zog sie jetzt Drachmanns „Tausendundeine Nacht“ hervor.

„Märchen liest der Dichter! Dann hast du wohl auch Schneewittchen?“

Wie fein ihre Haare dufteten!

„Ja, daß habe ich hier.“ Und er nahm sie lachend in seine Arme.

Ihre Lippen waren wie reife, halberdrückte Erdbeeren.

Das Bratenstück

Weber Nacht war der Schnee getaut. Eine schmutzige, graue Schlammsschicht breitete sich über Trottoir und Fahrdamm der Straße. Wenn Wagen oder Omnibusse vorbeiratterten, spritzte der Schmutz den Passanten bis über die Ohren. Man mochte noch so vorsichtig auftreten, — eine Pfütze verfehlte man nicht, und die eiskalte Feuchtigkeit froh von den Füßen den Körper empor, leerte das Mark aus den Knochen und machte die Muskeln schlaff und arbeitsunlustig.

Am liebsten hätte man es gemacht wie jener Hund, der mitten auf dem Fahrdamm stehend seine But und seine Ohnmacht zum Himmel emporheulte, zum Winterhimmel, der spinnwebgrau über den Häusern aufgespannt war.

Es war kein gutes Wetter für Leute, die dünne Kleider und schlechtes Schuhzeug hatten.

Zacharias Zelewski gehörte zu ihnen.

Während er am Arm seiner Frau dahinschritt, zog er ein griesgrämiges Gesicht. Die vielen Falten darin schienen sich noch beständig um neue zu vermehren.

Es war doch eigentlich nett von ihm, daß er seine Frau jeden Morgen — aber auch jeden, den Gott wachsen ließ — zum Geschäft am Moritzplatz

begleitete! Gott, sie verdiente zwar alles, was zum Haushalt nötig war, und noch einiges darüber. Aber wieviele taten das nicht gerade so und wurden doch nicht mit soviel Rücksicht und Liebe behandelt! Und heute holte er sich gewiß wieder einen Schnupfen. Aber es war nun einmal so —

Diese vielen jungen Leute, die jetzt die Straßen durchheilten, waren ihm unangenehm. Sie schienen alle nach der kleinen molligen Frau zu schielen, die er am Arm hatte. O ja, Amanda Zelewski war hübsch! Sie hatte die schwimmenden treuherzigen Augen der Kreuzebilder oder etwa der Markgräfin Geka vom Naumburger Dom — und ihr Gesicht hatte einen kindlich rosigen Teint. Porzellan-Teint — hatte ihn Martin Melcher mal getauft.

Nein, nein, es wäre unvorsichtig gewesen, sie allein zu lassen. Wie leicht konnte die Versuchung, eine recht freche berliner Versuchung, an sie heranzutreten und sie überrumpeln —

„Geh doch nach Hause!“ sagte die kleine Frau. „Du erkältest dich sonst. Du weißt ja: dein Schuhzeug ist nicht in Ordnung.“

Zacharias Zelewski hielt die Hände in den etwas ausgefranstesten Taschen seines ehemals braunen Überziehers verborgen.

Er wurde pathetisch.

„Nein, das tue ich nicht. Meine Amanda soll nicht allein in dieser Morgenkälte wandern.“ Als er ohne Antwort blieb, setzte er kleinlaut hinzu: „Eigentlich hast du wohl recht. Ich glaube, mein linker Fuß ist schon ganz naß.“

„Ja. Geh nur wieder! Und vergiß nicht, zu Hause einzuheizen. Die alten Bücher in der Kiste kannst du dazunehmen.“

„Schlossers Weltgeschichte, ja. Ich glaube der dreißigjährige Krieg ist dran.“

Sie lachte hell auf.

„Da erleben die Keger doch noch ihren Scheiterhaufen.“

„Und die Papisten auch. Ich werde mit dem Kapitel über Tilly beginnen. Das nennt man ausgleichende Gerechtigkeit.“

„Also du gehst, nicht wahr?“

„Bis zur Ecke komme ich noch mit.“

„Na gut.“

Von da aus waren nur wenige Schritte zum Geschäft.

Er drückte ihre Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Und strenge dich nicht so an, Amanda! Du weißt, was der Arzt gesagt hat: du sollst dir nicht soviel zumuten.“ Und wieder in seinen pathetischen, beinahe pastoralen Ton verfallend: „Du fleißiges, tapferes Weib!“

„Adieu, Zacharias!“

Sie warf ihm einen zärtlichen Blick zu. Kindliches und Mütterliches mischte sich seltsam darin . .

Bald danach trat sie in das Hofportal des großen Geschäftshauses und schritt die Treppen empor, die zur Papierfabrik von Jakob und Mechner führten, wo sie als gutbezahlte Stanzerin beschäftigt war.

Amanda Zelewski ging langsam und schwer, den Kopf gesenkt und die Lippen aufeinander gepreßt:

es war jetzt der schleppende, mühselige Gang von Sträflingen, die zur Zwangsarbeit gehen. Zu einer Arbeit ohne Freude, ohne eigentlichen Sinn, ohne Aussicht . . .

„Sie kommen wieder zu spät,“ rief ihr der nervöse Chef zu. „Wenn das so fortgeht, müssen wir auf Sie verzichten.“

Sie antwortete nichts, sondern legte nur schnell die eingewickelten Frühstücksstullen, mit denen sie bis zum Feierabend reichen mußte, in ihr Schubfach und setzte sich an ihre Arbeit.

Inzwischen ging ihr Mann den Weg zurück, den er gekommen war. Ihm war, als fröre ihn jetzt, wo er allein ging, noch mehr. Als er in die Reichensberger Straße einbog, wurde es ihm zu arg. Konnte er nicht irgendwem aufsuchen oder irgendwo einkehren, um sich zu wärmen? Ein Schnäpßchen konnte ihm nichts schaden. Man konnte dabei irgend eine Zeitung lesen und mit diesem oder jenem debattieren und politisieren. Es brauchte ja nicht lange zu sein. Eine Viertelstunde oder so.

In Debberts, trotz der frühen Stunde überfüllten Kneipe ertönte lautes Hurra, als er eintrat. Die Meisten kannte er kaum dem Namen nach. Nur Ortzmann, der auf einem Reporterengang hier Station gemacht hatte. Er hatte in der Naunynstraße mit ihm auf einem Flur gewohnt. Sie würfelten gerade und luden ihn zum Mitspiel ein: er war beliebt, da er meist verlor.

Aber er lehnte ab und setzte sich abseits zu Ortzmann.

„Manu, Sie geben uns 'nen Korb?“

Er nahm sich aber zusammen, griff schweigend zur Morgenzeitung und vertiefte sich darin.

Als er jedoch beim zweiten Glas war und sich mit dem Journalisten, der eifrig in seinen Notizen wühlte, kein vernünftiges Gespräch anfangen ließ — die Zeitung hatte er schon wieder weggelegt — sah er interessiert dem Spiele zu.

Ein Dicker erzählte zwischenein fabelhafte Geschichten, die mit dröhnendem Gelächter aufgenommen wurden.

„Ein toller Kerl!“ sagte der Wirt anerkennend. Es war ein Mann nach seinem Geschmack: er hielt die Gäste länger auf, als eigentlich in ihrer Absicht lag, und das Lachen kitzelte die Gurgel und machte sie trocken.

Der Dicke war sich auch seiner Bedeutung bewußt und zahlte äußerst selten in bar. Heute gewann er andauernd, war bester Laune und spendierte eine Lage für das ganze Lokal. Auch für Zelewski, der dankend annahm.

Als er wiederum zum Mitspielen aufgefordert wurde, meinte er, nun aus Höflichkeit nicht ablehnen zu dürfen. Er konnte manchmal sehr höflich sein.

„Also, was wird gespielt?“

„Langer Heinrich.“

„Nein. Darin hab ich immer Pech.“

„Na, meinetwegen auch: ‚Nackter Spag‘ oder ‚Bom Turm geblasen‘ oder ‚Hat — Hat‘.“ Der Dicke konnte zweiundsiebzig Arten des Würfelspiels.

Und dann würfelten sie. Nicht um Geld, sondern

um Getränke, damit der Wirt auch was davon profitiere. Und man war ja nicht unter gewerbsmäßigen Spielern.

Erst ging es um Bier, dann um Kognak und Ingwer; und da man doch schließlich nicht so schnell trinken konnte, als man würfelte, um Zigarren und Zigaretten.

Zelewski, der zuerst gewonnen hatte, verlor allmählich andauernd.

Die andern trösteten ihn: „Das muß ein Philosoph wie Sie mit Würde tragen.“

Seine Stimmung stieg. Er war aufgeregter und begann zu reden: lange, paradoxe Tiraden, die er ihnen wie Schneebälle ins Gesicht warf. Sie hörten anscheinend bewundernd zu und stießen sich unter dem Tisch heimlich an und feixten.

Endlich trat der Wirt zu ihm und bat um Zahlung: nachher ließe sich das so schlecht berechnen.

Er wühlte in seinen Taschen und holte eine Handvoll Geldstücke hervor. Es reichte gerade.

Es blieb sogar noch etwas übrig: zwanzig, nein, dreißig Pfennig.

Noch dreißig Pfennig blieben.

Davon sollten sie zwei Tage leben! Denn vor Sonnabend bekam Amanda kein Geld ausgezahlt, und zu Hause war nichts mehr.

Er bekam Gewissensbisse. Aber sie verschwanden, als der Dicke ihn „zur Versöhnung“ zu einem Schlesischen Korn einlud.

Er willigte ein, und der andere bestellte einen „Dreistöckigen.“

Es traf sich glücklich, daß Ortmann mit ihm zugleich aufbrach. Es war doch sicherer. Er steuerte bereits einen leichten, wenn auch nicht auffälligen Zickzackkurs.

In der gehobenen Stimmung, in der er sich jetzt befand, renommierte er von seiner Arbeit. Er werde nächstens ein großes philosophisches Werk herausgeben, das etwa eine Vermischung des Edelanarchismus Bakuninscher Richtung mit dem Buddhismus ergab. So eine Art neue Religion. Die Schafsköpfe von der „Glocke“ hätten einige seiner Gedanken gierig aufgegriffen und verwässert. „Geschrieben ist noch nichts davon, nein, lieber Ortmann. Aber im Kopf ist es fertig. Und das ist das Entscheidende.“

Dann solle er einmal sehen, was er für einen Freund an ihm habe. Ob er ihm übrigens nicht was pumpen könne? Ortmann hatte aber nichts bei sich und versprach es für morgen.

Die Welt würde dann über Zacharias Zelewski staunen. Vielleicht, ja wahrscheinlich, würde er den Nobelpreis bekommen, wenn es dabei mit rechten Dingen zugehe. Denn es sei doch ein prominentes Friedenswerk. Der Nobelpreis beträgt an zweihunderttausend Zechinen! „Das ist kein Kafernack, mein Lieber!“ Ortmann hatte auch gar nicht behauptet, daß es „Kafernack“ sei.

Auch sei es so gut wie sicher, daß bei der neu zu gründenden politischen Partei, die von der „Glocke“ ästhetisch-ethisch vorbereitet und nächstens fundiert werde, er einen tadellosen Posten bekäme. „Was meinen Sie wohl, wie solche Posten bezahlt werden?“

Ein Generalsekretär einer neuen Partei tauscht mit feinem Minister. Ich will dann auch an Sie denken und Sie protegieren. Still, Sie brauchen nicht zu danken, Ort Männchen!"

Beim Abschied umarmte er seinen geduldigen Führer.

„Grüßen Sie, bitte, Ihre Frau von mir.“

Zelewski's Stimmung schlug plötzlich um.

„Jawohl,“ sagte er beinahe schluchzend. „Meine gute, gute Amanda!“

Und sich vertraulich an den anderen drängend, fügte er hinzu: „Glauben Sie: wenn ich die Frau nicht hätte, verkommen wär ich. Verkommen im Dreck. Trotz der acht Sprachen, die ich beherrsche. Verkommen wie ein Hund. Ich kann es mir gar nicht denken, wie dunkel es um mich wäre ohne sie.“

Ja, so eine Frau hat Riesenkraft. Wo unser eins längst versagt hat, findet sie noch Mittel und Wege . . . Und eine Macht geht von ihr aus. Eine reinigende, befreiende Macht. Männer, die nicht verheiratet sind, verstehen das Weib nicht zu würdigen. Es sollte ihnen ein Heiligtum sein, und es wird ihnen zur — Ah, pfui Teufel! Ekelhaft, solche Menschen!“

Hier fiel ihm ein, daß Ortmann ja auch Junggeselle sei.

Er klopfte ihm gönnerhaft auf die Schulter.

„Sagen Sie, Ort Männchen, warum heiraten Sie eigentlich nicht? Sie sind doch wie geschaffen dazu, Gatte zu sein. Sie würden eine Frau glücklich machen, glauben Sie mir! Na? Kan an den Speck.“

Ortmann lachte, daß man alle seine gelben Zähne sah. „Das sagen Sie so. Aber woher nehmen und nicht stehlen?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich hab' nicht Geld genug.“

Zelewski zog die Augenbrauen hoch. „Ja, dann! Dann lassen Sie es lieber bleiben, junger Mann! Man übernimmt damit natürlich eine große, riesen-große Verantwortung . . . Nun, macht nichts! Vielleicht später. Und wenn ich Ihnen behilflich sein kann — Sie wissen ja, wo ich wohne.“ Und er drückte ihm noch einmal jovial die Hand.

Als er — nicht ganz ohne Schwierigkeiten — oben war, schimpfte er erst eine ganze Weile über die Kälte, die in der Stube herrschte.

Amanda hatte morgens verschlafen. Er mußte also wohl oder übel einheizen.

Als er sich, immer noch in Hut und Überzieher, daran machte, Holzstückchen und Bücherdeckel der alten verstaubten Bücher anzuzünden und in das Ofenloch zu schieben, empfand er plötzlich einen stechenden Hunger.

Sollte er heruntergehen und ein Paar Kollmöpfe heraufholen oder ein viertel Pfund Wurst vom Fleischer?

Das war doch eigentlich sehr unbequem.

Da fiel ihm ein, daß in der Küche in der blau-emaillierten Schüssel noch ein Stück Hammelfleisch sein mußte.

Nach einigem Suchen fand er es auch.

Das Fleisch war ja eigentlich für sie beide zum

Abendbrot bestimmt, das Amandas einzige warme Mahlzeit am Tage war.

Darum überlegte er eine ganze Weile, ob er zugreifen sollte. Aber schließlich konnte er ja ihren Teil übrig lassen.

Mit diesem Vorsatz begab er sich ans Essen.

Da das Suchen nach Messer und Gabel zu langweilig und beschwerlich war, nahm er das Fleisch in die Finger, fischte mit einem Stück Brot in dem gallertartigen Inhalt der Schüssel und aß mit schmagendem Behagen.

Er achtete nicht darauf, daß Fleischstückchen auf seinen Anzug fielen und ihn beschmutzten. Das viele Trinken hatte Appetit gemacht. Das Trinken? Es war wohl mehr das Laufen! Vom Morisplatz bis zum Kottbuserdamm zu laufen, hin und zurück, das machte Hunger. Wenn man solche Strapazen auf sich nahm und zudem noch geistig arbeiten mußte, war es auch nötig, dem Körper etwas zuzuführen.

Interessant übrigens, was man in solch anormalen Zuständen für einen komischen Geschmack hat! In normalen Zuständen konnte er Talg nicht riechen. Jetzt mundete er famos. Die Magennerven registrierten halt den Geschmack.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, nahm er auch das letzte Stück aus der Schüssel, aß gierig und ließ nur die Knochen übrig.

Vespasian

Es war allmählich warm geworden im Zimmer. Aber zur Behaglichkeit fehlte doch noch vieles.

Zelewski lag in herzlich schlechter Stimmung auf dem Kanapee. Er hatte Kopfschmerzen. Wahrscheinlich von diesen greulichen Schnäpsen, die Sankt Sastan in seinem Zorn erfunden hat.

Er bemühte sich, die Chaiselongue-Decke fester um seine Beine zu wickeln, und langte nach der aufgeschnittenen Broschüre da auf dem Tisch. Es war eine moderne Dramaturgie, die vor drei Jahren noch sechs Mark gekostet hatte, jetzt aber bei den „fliegenden Buchhändlern“ für zwanzig Pfennig zu haben war. Sie war noch neu und modern genug, daß man aus ihr lernen konnte, was man von modernen Dramen zu wissen brauchte. Es mußte diesen Gelschnäbeln, die ihm manchmal über den ergrauenden Kopf wuchsen, doch den Kropf stopfen können.

Aus diesem freundlichen Motiv heraus begann er die langweilige Zergliederung des blühenden Anzengruber-Werks zu durchblättern, als ihm einfiel, daß er noch irgendwo eine Zigarre haben mußte.

Aber wo?

Er stand mit einem tiefen Seufzer auf und

fuchte in seinen Kleidern. Lange war da nicht zu suchen.

In der Brusttasche des Mantels befand sich eine erst halbangerauchte Zigarre, in ein Stück Zeitungspapier gewickelt. Er pustete die Asche fort und steckte sie an.

Er war kein Kenner. Aber er fand, daß sie gut war.

O ja, Pronitz rauchte immer gute Zigarren. Und er war auch anständig und unvorsichtig genug, welche abzugeben.

Wenn man dabei nur nicht immer seine Geistesreicheleien in den Kauf nehmen mußte. Was hatte er doch gestern bei der Kneiperei in Melchers Atelier gesagt?

Ja, richtig: Melcher hatte ihn aufgefordert, einen Aphorismus vom Stapel zu lassen, Pronitz hatte sich auf die Sofalehne gesetzt, mit den Beinen gebaumelt, hörbar an der erloschenen Zigarre gesogen und mit Konsistorialratsstimme vorgebracht: „Ein verpfushtes Leben ist wie eine ausgegangene Zigarre. Man kann sie ja noch mal anstecken. Aber sie schmeckt nicht mehr. Und ein Gentleman tut's nicht.“

Schlecht gebrüllt, Löwe!

Womit kann man das Leben schließlich nicht vergleichen: mit einem Karussell, mit einer Hühnerleiter, einer Eisenbahnstation, einer Farbenpalette — —! Überhaupt diese ganze Unlogik, das Ganze an sich mit einem Teil davon vergleichen zu wollen! Totum pro parte! Das konnte natürlich nur Leuten passieren, die nicht philosophisch geschult waren.

Er lächelte überlegen und wickelte sich wieder in die Diwandecke.

Sollte Pronig das übrigens auf ihn gemünzt haben?

Er war mißtrauischer Natur und sann eine Weile darüber nach.

Aber nein. So war Pronig nicht; dazu hatte er zuviel Respekt vor seinem Wissen. Und — lächerlich! — war sein Leben denn etwa verpfuscht?? Dies Proletendasein war doch nur Übergang. Er ruhte seinen Geist doch nur aus. Schließlich pausieren ja auch die Kaninchen beim Kinderkriegen! Und sein Gehirn war kein Karnickel.

Wartet nur ein, zwei Jahre! Dann holt Zacharias Zelewski seines Geistes Schwert hervor. Simson über euch!

Er griff wieder zur Dramaturgie und hatte gerade eine Seite gelesen, als es klingelte. Erst überstürzend, fürchterlich laut. Dann wie um Entschuldigung über die ungewollte Wirkung bittend, schüchtern und zaghaft.

Er fuhr erschreckt auf.

Wer konnte das sein?

Amanda nicht. Die hatte ihren Schlüssel. Und um diese Zeit konnte sie noch garnicht hier sein.

Der Bote vom Abzahlungsgeschäft für die Möbel war erst nächste Woche fällig. Gefahr war also wohl nicht vorhanden.

Er stürzte also mit einem dröhnenden „Jawohl“ zur Türe und öffnete.

Der Zeichner Kamdohr, der jetzt eintrat, gehörte

zu jenen Schüchternen, die um Entschuldigung bitten, wenn sie uns auf den Schatten treten . . .

In sein Gesicht war ein süßes, friedliches, gleichmäßiges Lächeln eingebrannt, das er sicher auch im Schlaf und bei Operationen und Zahnausreißen zeigte.

Ramdohr stieß beim Eintreten an eine Bierflasche, die langsam unter das Sofa rollte. Er errötete vor Schreck.

„Das hat nichts zu sagen, lieber Freund! Aber setzen Sie sich doch!“

Ramdohr setzte sich auf den einzigen freien Stuhl am Bett und blickte sich schweigend um.

„Das Zimmer ist nicht aufgeräumt. Sie müssen es sich nicht so genau ansehen. Meine Frau hat in diesen Tagen keine Zeit gehabt.“

Ramdohr kannte das seltsame Eheleben der beiden und mochte nicht daran rühren. Nur ganz vorsichtig fragte er: „Ihre Gattin ist doch gesund?“

„Kerngesund, lieber Freund. Ich wünschte, sie könnte mir etwas davon abgeben. Denn mit mir hapert es doch bedenklich.“

„O, ich will nicht hoffen.“

Zelewski schnitt plötzlich ein klägliches Gesicht. Es wurde ihm nicht schwer. Er fühlte sich wirklich elend.

„Lange dauert es wohl nicht mehr mit mir.“

„Aber, lieber Meister. Das wäre ja ein unerfeglicher Verlust.“

„Na, wenigstens bekomme ich dann eine hübsche Grabschrift von Euch, nicht wahr? Das seid Ihr mir schuldig. Denn ich habe Euch viel gegeben.“

Und Sie, lieber Freund, zeichnen mich noch im Tode, nicht wahr? So was zieht immer. Und schließlich habe ich doch einen interessanten Kopf, wie?"

Ramdohr war verlegen. Sollte er trösten? Das glückte ihm schlecht. Auch war er augenblicklich selber stark trostbedürftig. Wenigstens sein Portemonnaie. Und während Zelewski weiter jammerte, überlegte er, wieviel er wohl von ihm pumpen könne —

Er war sehr geniert. Vielleicht genügten fünf Mark? Drei Mark hatte er noch — Nein, Unsinn! Das hatte keinen Zweck. Zehn Mark mußte er mindestens haben. Denn der Rahmenhändler, der ihm seit einem Jahr die kleinen polierten Rahmen für seine — meist unverkauften — Gravüren und Radierungen geliefert hatte, wollte ihn verklagen und würde ohne Abschlagszahlung nicht zufrieden sein.

Es trat eine Pause ein.

Ramdohr stotterte, um doch etwas zur Unterhaltung beizutragen: „Sie haben sich wieder wunderhübsche Sachen in letzter Zeit angeschafft.“

„Gefallen sie Ihnen?“ meinte Zelewski gemächlich. „Nehmen Sie mir nicht übel, aber Sie haben gerade solchen Hottentottengeschmack wie meine Frau. Die hat aber wenigstens die Entschuldigung, daß sie Berlinerin ist.“

Diese Möbel konnte er nicht leiden. Denn es war das einzige Mal, daß seine Frau etwas in der Ehe durchgesetzt hatte. Hier hatte sie seiner Hypnose widerstanden, der sie sonst rettungslos unterlag. Das „Weibchen“ hatte um sein Heim gekämpft wie eine Tigerin. Es bereitete ihm jedesmal einen direkt

förperlichen Schmerz, wenn das schöne Geld an das Abzahlungsgeschäft bezahlt werden mußte.

Außer bei dieser Gelegenheit hatte sich Frau Amanda nur einmal widersetzt. Aber da war sie unterlegen.

Das war, als er eines schönen Tages als neues Hausmitglied einen Igel nach Hause brachte — einen richtigen Erinaceus —, um ihn bei verschiedenen Getränken auf den Namen „Vespasian“ zu taufen.

Sie haßte das Tier, das überall da lag, wo man es nicht vermutete, und das nachts wie ein unruhiger Geist im Zimmer umherwanderte, sie regelmäßig aus dem Schlaf weckend.

Zelenski behauptete, daß Vespasian die Inkarnation seines eigenen Wesens sei: friedlich, voll geradezu lächerlicher Gemütlichkeit, aber immer bereit, Borwizigen die Stacheln zu weisen.

Jetzt lag die „Inkarnation“ im Bett, zwischen Oberbett und dem hölzernen Fußende, — sorglich gebettet wie ein frierendes Kind.

Ramdohr, der wieder mit seinen Brandschätzungsgedanken beschäftigt war, fuhr ahnungslos mit der Hand über Vespasian und zog sie gleich darauf mit einem Schreckensschrei zurück.

„Nanu?“ meinte der Hausherr etwas ärgerlich. „Es ist doch nur Vespasian?“

„Ja, natürlich,“ flüsterte Ramdohr, und über sein Gesicht glitt wieder das sonnige Lächeln. Als ob er eben die amüsanteste Situation seines jungen Lebens erlebt hätte. Heimlich aber rieb er die verletzte Rechte an seinem Hofenbein.

Zelewski war das Gebaren Ramdohrs längst verdächtig vorgekommen. Was wollte er eigentlich bei ihm? Er wagte sich doch sonst nicht allein hierher und blieb vor Schüchternheit auf der Straße mit dem Hut in der Hand vor ihm stehen, wie ein Portier vor dem Minister.

Möglich fielen ihm die Schuppen von den Augen; und er mußte sich zusammennehmen, um nicht laut loszuprusten bei dem Gedanken, daß ihn jemand anpumpen wollte — und noch mehr darüber: daß sich einer dabei genierte. Die Komik der Situation durchschütterte ihn.

Das hinderte ihn aber nicht, der Lage gewachsen zu sein und den Spieß umzudrehen.

„Wieviel Geld haben Sie eigentlich bei sich?“ fragte er unvermittelt.

Ramdohr, der sich auf seinen geheimsten Gedankenfaden wie ein gemeiner Schmuggler ertappt sah, errötete und sagte, froh den Übergang gefunden zu haben: „Ich habe noch knapp drei Mark bei mir.“

„Aber das ist ja ein Vermögen, lieber Freund! Nein im Ernst: Die Hälfte können Sie mir borgen, nicht wahr? Sie bekommen sie übermorgen zurück.“

Ramdohr war über die unerwartete Wendung so verblüfft, daß er gar nicht zu protestieren wagte, sondern schüchtern sein Portemonnaie zog, in dem sich ein Zweimarkstück und zehn Groschen langweilten.

— Als er eine Viertelstunde später mit zärtlichem Lächeln fortging, hatte er richtig nur noch eine Mark in seinem Besitz und er beschloß, die Hälfte davon zu verwenden, um seinen Bruder, der in Bergisch-

Glabbad) Ingenieur war, telegraphisch um Geld zu bitten. Wozu war man schließlich Zeitgenosse solcher Kultur=Errungenschaften wie die Telegraphie, wenn man daraus nicht für sich selber Nutzen ziehen konnte? Es lebe die Technik! Und mit gerührtem Lächeln schrieb er die Depesche.

Zelewski strich zur selben Zeit seinem Bepastian zärtlich über die schwarze Schnauze.

„Nachher soll der Herr Bepastian süßen Ingwer saugen. Hei, da werden unsere Lebensgeister einen Cancan tanzen, Alterchen! Wir sind ihnen doch über, diesen Halunken, nicht wahr? Und wenn sie uns an=öden wollen, zeigen wir ihnen die Stacheln, nicht wahr, mein Junge?“

Der Igel blinzelte aus seinen schwarzen Augen=perlen pffiffig seinen Herrn und Meister an.

Glockengeläut

Straußberger Platz! Ecke Kraut- und Großer Frankfurter!" rief der Schaffner in den Wagen.

Pronitz und Melcher stiegen aus und bogen in die schmale, frumme Weberstraße ein.

Es war wieder kalt geworden. Beim Atmen stiegen blaue Wölkchen in die scharfe, klare Winterluft.

Kaum zehn Schritte von dem Kleemann'schen Hause, dem sie zustrebten, trat ihnen Zelowski entgegen. Sein Schnurrbart sträubte sich unordentlich zu der verbogenen Brille empor.

„Wohin des Wegs?“

„Guten Tag, Doktor. Wir wollen zu Kleemann. Große Konferenz.“

„Ah, wegen des Vortragsabends und der Parteigründung? Macht eure Sache gut, Herrschaften. Wenn die Chose glückt, bin ich aus aller Misere raus. Ibo Kay hat's mir versprochen. Mich freut's nicht um meinethwillen. Ich lebe das Leben aus, gleichviel in welcher Form. Aber um meiner lieben Amanda willen, die es jetzt so schwer hat. Ich will sie eben abholen.“

„Jetzt schon?“

„Vorher kehre ich noch irgendwo ein.“

„Kann das nicht bei Kleemann geschehen?“ fragte Melcher.

Zelwiski winkte heftig ab.

„Da mopse ich mich zu sehr. Ich bin zu sehr Idealist, um von solchen Sachen was zu verstehen. Aber wir treffen uns nachher, nicht wahr? Vielleicht bei Zabel.“

„Ebene.“

Sie trennten sich.

„Was ist eigentlich an ihm dran?“ fragte Melcher.

„Ich habe oft über ihn nachgedacht. Die Formel für ihn ist gar nicht so einfach. In pedantischer Singweis' heißt sie etwa: sein lebhaftes Temperament hat im Bunde mit einer instinktiven Scheu vor regelmäßiger Arbeit ihn nicht zur Entfaltung kommen lassen! Was hätte aus ihm werden können! Mit seinen fünfzehn Jahren, die er uns voraus ist, steht er als das reine Menetekel vor uns, nein, Memento, wollte ich sagen. Kennst du Verlaine? Qu' as-tu fait te-voilà de ta jeunesse?“

... Er zersplittert und zerpulvert sich in tausend Kleinigkeiten, die ihm freilich nichts kosten, aber auch nichts einbringen. Du kennst ja seine Phrasen und Radamontaden, und wie er dann von Charakterstärke nur so trieft.“

„Wie alle Schwächlinge.“

„Standreden kann er halten, daß einem schwarz vor den Augen wird. Und dabei weiß er vom Leben nichts. Noch weniger als wir. Aus den Scharteken, die er den Antiquaren abkauft, eignet er sich ein konfuscs Wissen an, das ihn in den Geruch der Welt-

weisheit und Gelehrsamkeit gebracht hat. Und er will ein halb Dugend Sprachen beherrschen. Kontrollieren kann ich's nicht. Der Hauptwitz ist, wenn er durchblicken läßt, daß er nur freiwillig den Deffassierten spielt und was ganz anderes sein könnte, wenn er bloß mal wollte."

„Und inzwischen läßt er sich von seiner Frau ernähren?“

„Ja.“

„Ob er eigentlich nie gearbeitet hat?“

„Am Anfang ihrer Ehe gab er noch Stunden. Später nicht mehr. Aus Faulheit — sagen wir. Weil er Unglück hat — sagt seine Frau, die eine kleine Heilige ist.“

„Ungeziefer!“ knurrte Melcher.

„Ich habe viel für ihn übrig. Er hat einen scharfen Verstand. Wenn er den mal anheizt und in Betrieb setzt, bringt er vielleicht im Handumdrehen die ganze Maschine in Bewegung.“

„Ja, wenn! Aber ich glaube nicht mehr daran.“

Sie standen in dem engen, schmierigen Hof, an dessen Eingang ein rundes, tiefrotes Blechschild verriet, daß hier „Expedition und Verlag der Glocke“ sei.

Sie erstiegen eine schmutzige Treppe, die auf ein Entree führte, das von oben bis unten mit Reklamebildern, Plakaten und Ähnlichem tapeziert war. Dugendfach kehrte die Titelseite der „Glocke“ wieder. Rechts stand wieder „Expedition und Verlag der Glocke“.

Da eine Klingel nicht zu entdecken war, klopfte Melcher zwei, dreimal.

Endlich schlürfte etwas näher. Die Türe öffnete

sich fnarrend, aus dem Dämmerdunkel eines langen, katakombenartigen Ganges reckte sich eine faltige Hand heraus, und eine fettige Stimme sagte: „Kommen Sie nur herein, meine Härren. Warum so spät? Herr Fresenius und unser Lyriker sind schon lange da. Herr Ibo Kay hat sich entschuldigen lassen. Aber kommen Sie nur, meine Härren.“

Kleemann verfiel, so sehr er sich auch wehrte, von Zeit zu Zeit in seinen angestammten Königsberger Tonfall.

Sie stolperten im Gang über eine schräggestellte Kiste und befanden sich nach einigen Minuten Herumtappens in einem hohen, saalähnlichen Raum, der einen seltsamen Anblick gewährte. Alle Wände waren mit Regalen bedeckt, in denen Zeitschriften, Lieferungshefte und Bücher lagen. Eine Art Hängeboden war unter der Decke gezimmert und nahm die halbe Höhe des Zimmers ein. Der riesige Tisch in der Mitte war über und über mit Mappen, Pappschachteln und Broschüren bedeckt.

Es herrschte eine moderige, dumpfe Luft, und es roch nach Kagen.

Fresenius und der Lyriker standen am Fenster und rauchten krampfhaft russische Zigaretten.

Fresenius interpellierte Melcher sofort wegen des Plakats, das er für die „Glocke“ bis zum Vortragsabend malen sollte.

Melcher fauchte.

„Ich soll ein Plakat zeichnen? Ihr seid ja verrückt. Total verrückt. Ich habe nie in meinem Leben eins verbrochen.“

„Dann lernen Sie es eben. Seit Cheret und Steinlen braucht sich keiner deswegen zu schämen.“

„Aber meine Kunst ist auf Lichtwirkung berechnet, — wenn Sie das verstehen. Auf Farbe. Auf intime Wirkung. Wie soll ich Ihnen das bloß klar machen!“

„Nu, wenn schon!“

„Und Flächenwirkung ist die Seele des Plakats, wenn Sie das begreifen. Wer's raus hat, hat's raus. Aber lernen — nee. Und dann: woher die Ideen nehmen?? So was saugt man sich doch nicht aus den Fingern?“

Pronitz lachte. „Es wird dir nichts anderes übrig bleiben, Bester! Wen Fresenius und Kleemann mal in den Fingern haben, lassen sie nicht los. Und man kann ja schließlich nicht wissen —“

„Ist wenigstens Geld damit zu machen!“ Melcher sah schon etwas nachgiebiger drein.

„Aber natürlich,“ beschwor Fresenius.

„Das wäre ein Grund. Das wäre der einzige vernünftige Grund, der mich mit euch zusammenführen könnte.“

Vor seinen Augen stand bereits eine kanariengelbe Glocke auf mausgrauem Grunde . . . Die Buchstaben in der Ecke rot . . . Ja, es ließ sich etwas daraus machen!

Kleemann, der neben dem Vertrieb der „Glocke“ als Hauptgeschäft einen schwunghaften Kolportagehandel betrieb, unterhandelte mit zwei Kolporteurs, struppigen, unrasierten Kerlen, die sehr aufmerksam die Regale musterten.

Den einen zog er zurück. „Laß man,“ meinte

er ganz gemüthlich. „Du willst doch bloß mausen. Weiter nichts. Verkauft hast du noch nie was.“

„Ich nicht??“ verteidigte sich der Angeklagte. „Habe ich nicht erst vorige Woche sechs Abonnenten für die ‚Bettelgräfin‘ und für ‚Elsa, das schöne Fabrikmädchen‘ gewonnen?“

„Du?? Aber — Menschenkind!“ Kleemann betonte des Nachdrucks wegen dieses sein Lieblingswort auf allen drei Silben. Auf Weiteres ließ er sich nicht ein, sondern gab jedem ein paar Hefte und schob sie heraus.

„So. Nun sind wir unter uns!“ Er fuhr mit den gespreizten Fingern wie mit einem Kamme durch das schmutzig-graue Haar. „Warum lassen Sie sich nicht mal öfters sehen, Herr Jens Peter Pronig? Ihre Novellen imponieren mir jedesmal mehr. Bißchen Haut-goût. ‚Hugo‘ — wie unsere lieben Berliner sagen. Hehe. Na ja. Aber schließlich — das Publikum will ja so was.“

„Möglich. Deswegen schreibe ich aber wirklich nicht so.“ Diese schmutzige, zappelige Gestalt machte Pronig nervös.

„Glaub ich. Natürlich. Glaub ich aufs Wort. Meinungsspekulanten könnten wir auch nicht in unsern Reihen gebrauchen, zu uns gehören in erster Linie Männer, die von der Heiligkeit der Sache überzeugt sind . . . Menschlichkeit — jene hehre Eigenschaft, die das harmonische Ergebnis der allseitigen Arbeit an menschlichem Tun und Denken ist — das ist's mit einem Wort, was wir brauchen!“

Er sprach noch eine ganze Weile so. Alle wußten,

daß aus ihm der Redakteur der „Glocke“ sprach: Ibo Kay, ein schwärmerischer, bißchen unklarer Kopf, aber von hermelinweißer Reinheit der Gesinnung. Alle waren angewidert.

Kleemann holte jetzt aus dem Regal eine blaue Pappschachtel hervor, auf der der Staub fingerdick lag. Er öffnete die Bindfäden und entnahm ihr einen Stoß vergilbter, staubiger Manuskriptblätter. „Das ist der Roman meines Lebens, meine Herren!“

„Wir danken,“ winkte Fresenius ab, den anderen jublinzelnd. Wenn Kleemann mit seiner „Lebensarbeit“ anfing, war es zum Verzweifeln: er hielt sich dann jedesmal für ein verkanntes Genie und weinte über den Materialismus seiner jetzigen Stellung.

„Wir danken. Die Herren kennen ihn schon. Ich habe von Ihrer meisterlichen Arbeit mehrfach gesprochen, die wie keine andere verdient, usw. Besonders interessant ist das indische Kapitel bei den Bajaderen, wo Sie der Gott waren, so unwahrscheinlich es klingt. Und das Irrenhauskapitel, woran Sie unschuldig waren; ich meine an der Internierung, nicht an dem Kapitel. Wie gesagt, wir kennen es.“

Kleemann war anfangs entrüstet, dann leicht geschmeichelt, da er Fresenius immer bitter ernst nahm. Aber er sah ein, daß niemand rechte Neigung hatte, sein Werk näher zu beaugenscheinigen, und legte es resigniert in die blaue Pappschachtel zurück, die er wieder sorgfältig umschnürte und auf das Regal stellte.

„Also dann zur Sache, meine Herren! Wie Ihnen Herr Ibo Kay oder unser lieber Herr Fresenius schon angedeutet haben wird, wollen wir zur besseren

Fundierung der ‚Glocke‘ und natürlich auch zur intensiveren Propagierung unserer Ideen einen Verein gründen. ‚Bund der Freien‘ oder so, der sich später zur politischen Partei auswachsen soll. Wir wollen erst kleine, dann immer größere Kreise ziehen. Zunächst durch rein ästhetische Vortragsabende. Dann durch ethisch-politische Versammlungen. Wir werden Erfolg haben. Totsicher! Namentlich die Frauen werden uns zulaufen. Zufliegen! Passen Sie nur auf! Zum Teufel, was die Sozialdemokratie kann — gegen die ich übrigens nichts gesagt haben will — Gott bewahre, sie hat ja auch ihr Gutes — ich meine, das können wir lange! Wir werden Berlin in Aufruhr bringen. Und dann den Samen der neuen Partei säen, der Versöhnungspartei, die unser aller Ziel ist, und so.“

Bei diesen Worten ergriff ihn die Rührung, und er drückte seinem Gegenüber die Hand. Es war Fresenius. Der sah ihn zärtlich an und wischte sich mit dem Taschentuche die Hand etwas ab. Kleemanns Händedrücke hinterließen leicht Spuren . . .

„Der erste Vortragsabend — wir wollen dies nüchterne Wort nur beibehalten: des Kontrastes wegen — findet im Potsdamer Viertel statt. Freitag oder Sonnabend. Genau ist das noch nicht raus. Kleiner Saal zunächst. Eine Aula oder so. Das ist billig und macht einen guten, ich möchte sagen: soliden Eindruck. Für den ersten Lastversuch wichtig. Herr Schönbeck, unser hochverehrter Mitarbeiter, den Sie leider wohl nicht persönlich kennen, hält einen Vortrag: ‚Die Glocke spricht‘ . . . Sie verstehen.

Im zweiten, unterhaltenden Teil: Violinstücke, Gesang, Novellen-Rezitation, Gedichte. Und da rechne ich auf Sie." Verbeugung zu Pronig.

Der hatte nur halb hingehört und fuhr erschreckt auf.

"Ich soll Verse lesen? Kein Gedanke!"

"Es können ja auch Novellen sein," beschwichtigte Kleemann.

"Müssen sein," verbesserte Fresenius. "Den Versressort hat der Lyriker belegt."

Der bestätigte das: "Ich lese Renaissance-Verse."

"Aber doch eigene??"

Der Lyriker würdigte ihn keines Blickes.

"Gut. Notieren wir's auf." Kleemann notierte.

"Na, Herr Pronig?"

"Ich kann nicht rezitieren. Beim besten Willen nicht. Ich würde für einen Mordsreinfall garantieren."

"Aber, Menschenkind! Das ist ja ausgeschlossen. Des Beifalls wären Sie ja todsicher. Denn der Leserkreis der Glocke kennt und schätzt Sie ja, wie ich aus zahlreichen Zuschriften weiß. Aber es kann sie ja auch Herr Eggert vorlesen? Kennen Sie ihn?"

"Flüchtig! Na gut. Ein sehr talentierter Schauspieler. Er ist übrigens mein Nefte."

"Einverstanden." Pronig steckte sich eine Zigarre an. Die Zigaretten waren zu machtlos gegen diese Atmosphäre hier . . .

"Wissen Sie schon, welche? Vielleicht die, die in der Eröffnungsnummer stand: Sie lachten und fangen . . .?"

„Sie tanzten und sangen,“ verbesserte Pronig.
 „Tanzten — natürlich! Sehen Sie: wie gut ich Ihre Sachen behalte? Das Schöne prägt sich in meinem Ohr ein . . . Kein Klang verhallt . . . Also: es wird ein Bombenerfolg. Wie hoch werden wir übrigens das Eintrittsgeld berechnen können? Ich dachte: Zwanzig Pfennig pro Person.“

Alle hatten mit freiem Eintritt gerechnet.

„Unpraktisch, Härtschaften! Nicht zu sagen. Es ist nur gut, daß ich der Verantwortliche, gewissermaßen der Vater des ganzen Plans bin —“

Hier sprang Fresenius ein.

„Ganz recht, der Vater! Sie haben da aber nicht nur Vaterfreuden, sondern auch Pflichten. Alimentierungspflichten auf Deutsch.“

„Wie meinen Sie das?“ Kleemann war plötzlich mißtrauisch geworden. Er fühlte, daß in geschäftlichen Dingen Fresenius hier der einzige ihm Ebenbürtige war.

„Wir wollen doch gleich eine Kostenrechnung aufstellen. Für Plakate, Inserate, Saalmiete, Propaganda, Programme und für die späteren Aufrufe zur Gründung des Bundes und der Partei. Das kostet einen Taler und acht Groschen, mein Allerwertester. Bringt allerdings auch das Doppelte ein. Na?“

„Was?“ fragte Kleemann mit der Naivität eines Neugeborenen.

„Wer bezahlt??“

Jetzt plägte er. „Ihr natürlich!! Oder, wo habt ihr euren Idealismus denn? Verkauft ihr ihn pfundweise? Schnorrer!“

Martin Melcher fuhr auf.

Fresenius drückte ihn aber nieder. „Nicht empfindlich sein! Er tut bloß so!“

„Ich habe keinen Pfennig.“

„Wir wollen sehen.“

Von jetzt ab beherrschte Fresenius das Schlachtfeld. Er tat es mit großer Sachkenntnis und einer Energie, die alle in Erstaunen setzte. Schritt für Schritt rang er dem hartnäckigen Gegner den Boden ab.

Als Kleemann einmal beschwor, das könne er nicht, dabei richtete er sich zugrunde, winkte Fresenius den anderen zu und sagte mit beinahe vornehmer Kühle: „Dann können wir ja gehen, meine Herren, nicht wahr? Einen Kleemann finden wir immer. Aber Kleemann findet uns nicht zum zweiten Male.“

Da schrie der Angegriffene: „Wer ist denn der Berleger, der Verantwortliche? Ich bin's. Wenn ihr nicht wollt, wie ich will —“

„Kalt Blut, mein Engel. Du willst durch unsere Mühe Geld verdienen. Nicht wir durch deine. So liegt die Sache.“

„Ich . . . ich . . . ich verbitte mir überhaupt das Du. Haben wir zusammen Schweine gehütet?“

Fresenius stand auf und griff nach seinem Hut. Die anderen folgten seinem Beispiel.

„Wir gehen jetzt zu einem anderen Berleger. Jeder nimmt uns mit Handfuß auf.“

„Aber nun bleiben Sie doch schon,“ ächzte Kleemann. „Macht doch keinen Quatsch. Wir einigen uns ja schon.“

Sein Gegner zog nun einen Vertrag aus der Tasche, in dem alle Bedingungen auf Foliopapier fein säuberlich aufgezeichnet waren.

Es dauerte noch eine gute Stunde. Da war Kleemann müde geworden. Da knöpfte er seine Weste auf und zog aus einer Innentasche einen fettigen Lederlappen hervor, der einmal eine Brieftasche gewesen war und voller Banknoten stak . . .

Er gab Melcher Vorschuß auf das Plakat, Fresenius für Propaganda usw.

„Ich wußte es ja immer, Kleemännchen, Sie sind ein Gentleman!“

Aber der Gentleman warf ihm einen bitterbösen Blick zu, beachtete seine hingehaltene Rechte nicht, sondern fuhr wütend im Zimmer umher — soweit es frei war — und gab schließlich einer träge träumenden, dicken Kage einen Fußtritt. Sie war an solche Behandlung anscheinend nicht gewöhnt und fuhr fauchend und zischend die Regale empor und saß nun mit gekrümmtem Rücken auf einem der blauen staubigen Pappkästen.

Fresenius kam ein versöhnender Gedanke. Zum Abschluß.

Er folgte dem Zornigen und legte ihm seine großen Hände auf die Schultern: „Mensch, Kleemann, denkst du denn gar nicht, was noch so nebenbei für dich herauspringen wird?? Dein Lebensroman muß jetzt an die Öffentlichkeit —“

„Meinst du wirklich?“ Kleemann verfiel nun selber in das Du. Er zitterte vor Freude.

„Jetzt sammeln wir die Jugend um uns, und du

wirst glänzend rehabilitiert. Na, bist du nun mit deinen Freunden zufrieden?"

Der andere wischte eine Träne aus dem Auge, sagte einmal vibrierenden Tons „Menschenkind!!“, drückte ihm die Hand und wandte sich dann — vielleicht, um schneller die Herrschaft über sich zu gewinnen — seiner Kage zu, die er herunterlockte.

Draußen im Hofe gratulierten alle Fresenius.

Er wischte sich die Stirn. „Eine harte Arbeit. Aber was tut man nicht für die Kunst, und um diese Klee- und Weh-Männer zu figeln!“

Damit faßte er den Lyriker unter den Arm, der ihm die Titel seiner zu deklamierenden Renaissanceverse hersagte.

Aber Fresenius unterbrach ihn mit der nicht ganz hingehörigen Frage:

„Kennen Sie eigentlich schon den Wig von Mikosch und der Schlacht bei Solferino — — —?“

Der bewußte Hammel

Als die vier bei Zabel eintraten, machte sie der Wirt schon darauf aufmerksam, daß Herrschaften hinten auf sie warteten.

In der Nische war der ganze Kreis versammelt.

Zelewski setzte eben wie beiläufig den gutmütigen Zuhörern auseinander, wie verkehrt die Taktik Cromwells bei Morston Moor gewesen sei, und überhäufte sie mit technischen Ausdrücken, die er am Nachmittag in einer vergilbten Broschüre aufgefangen. Solche Themata, die abseits der Landstraße lagen, liebte er. Da konnte ihm keiner dazwischenreden.

Unter dem Auditorium befand sich auch Dr. Ferdinand Kraag, der in Tegelort Arzt war, aber seine Tätigkeit auf wissenschaftlich-statistische Broschüren und Bohémestudien beschränkte. Dann: ein gewisser Tacke, der zu Zelewski Auserwählten gehörte, seitdem er einmal einen Brief an ihn mit „Werter Meister“ begonnen hatte. Schließlich: eine junge Schauspielerin, die noch in der Seebachschule lernte. Es wurde behauptet, daß man sie mit einem Blick nicht übersehen könne. Das war übertrieben. Immerhin wäre sie als Sängerin für Wagnerrollen prädestiniert gewesen. Welcher, den sie mal durch Nichtachtung auf der Straße gekränkt hatte, hatte sie „Grane das Roß“ getauft.

Alle überhäufte Pronitz mit Fragen, was er denn vorlesen lassen wolle.

„Weiß nicht. Jedenfalls nur was Kurzes.“

„Er handelt nach dem Grundsatz Ciceros ‚Non multa‘.“

„Pardon, sagt das nicht Seneca?“

„Nu, wenn schon!“ meinte Fresenius achselzuckend.

Aber da fuhr ihm Zelewski in die Parade; er habe gar keinen wissenschaftlichen Sinn; nicht für fünf Pfennig.

„Nu, wenn schon!“ wiederholte Fresenius hartnäckig.

Es drohte ein Zwist. Aber Dr. Kraaz schlug mit dem Seidel auf den Tisch, daß die anderen Gläser erschreckt in die Höhe wippten und übersprigten.

Das lenkte ab.

Und nun erzählte der Arzt seine neueste Operation. Sie war sehr unappetitlich, und er erzählte sie mit lückenloser Ausführlichkeit.

Der Lyriker behauptete, daß er beim Anhören alle Schmerzen an den einzelnen Stellen mitempfinde.

Die Schauspielerin krauste die Nase. Frau Amanda war begeistert über soviel Fachkenntnis und Fremdwörter: der Berlinerin in ihr imponierte dies am meisten.

Beim Sprechen machte Dr. Kraaz immer minutenlange Pausen, vollendete aber beharrlich seinen einmal begonnenen Satz. Pronitz meinte mal: bei seinem ruckweisen Reden erhalte man durch irgendeine Ge-

dankenverbindung die Vision einer — Sekundärbahn. Er kam wie diese doch immer — wider alles Erwarten — über alle Hindernisse hinweg ans Ziel.

„Da ist Ibo Kay,“ sagte Tacke.

Alle blickten sich um. Denn die Wenigsten kannten ihn vom Ansehen.

Er war jung, schlank, mit einem Kopf, der ein Shellenkopf gewesen wäre, wenn nicht die vorspringende Stirn und die tiefliegenden großen brennenden Augen den Fanatiker verraten hätten. Von diesem Menschen ging eine starke suggestive Kraft aus, der sich niemand leicht entzog. Die Frauen am wenigsten.

„Warum halten Sie nicht die Eingangsbrede? Wir hatten alle darauf gerechnet.“

„Ich wollte mich nicht in den Vordergrund stellen. Es soll nicht heißen, ich handelte aus Ehrgeiz.“ Übrigens war ihm ein passendes Lokal angeboten worden. In der Bülowstraße. Die Aula einer Höheren Töcherschule.

„Wenn da nur nichts von den modernen Ideen kleben bleibt!“

„Ich wünschte, es bliebe!“ antwortete Ibo Kay, immer mit demselben unerschütterlichen Ernst.

Trotz aller Bitten hielt er sich nicht länger auf. Er müsse früh schlafen gehen. Denn die nächsten Tage sei viel zu tun. „Auf Wiedersehen!“

Fresenius zuckte die Achseln. „Poseur. Soviel Apostelstum gibt's ja gar nicht.“

Aber alle wandten sich gegen ihn und schwärmten für Ibo Kay.

„O weh, da hab' ich ja schön ins Fettaßpöppchen getreten, was, Doktor?“

„Das haben Sie, und das kann nur durch eine neue Lage gutgemacht werden.“

Fresenius bestellte und wurde angehocht.

Die junge Schauspielerin ließ sich von ihrem Nachbar, dem Lyriker, alles erklären. Sie interessierte sich so furchtbar für die Bohème und müsse als Künstlerin doch auch Einblick darin gewinnen.

Der Lyriker suchte nur Einblick in den Ausschnitt ihres dunkelblauen Gewandes zu gewinnen. Sie verbat sich das, erlaubte es aber, als er beschwor, das gehöre zur Bohème.

Sie besaß schon einen ganz hübschen Schatz von Kulissenruppigkeiten. Sie titulierte ihn nur „Idiot“, behauptete, „er rede einen Stiefel“, er sei „märchenhaft blöd“, „schwer gehirnleidend“, „ein blasser Schurke“, „ein niederer Sklav“, „ein Galeerensträfling“ — ließ es aber doch zu, daß er sie auf den Nacken küßte.

Drüben definierte Jens Peter Pronitz dem etwas angetrunkenen Tacke den Begriff des Zynikers: „Ein Mensch, der am Strom des Lebens steht, nicht mit schwimmt, weil er nicht schwimmen kann, und sich dadurch rächt, daß er ab und zu hineinspuckt.“

Zelewski, der schon beim zwölften Glas war, bewies nun allen haarflein, daß das Wurstblatt „Die Glocke“ ausgebaut werden mußte.

Alle waren Feuer und Flamme.

Kunstkritische, philosophische, strategische, astronomische, sexuell aufklärende, naturwissenschaftliche

Artikel müßten rein. „Wir müssen alle Intelligenz, die auf dem Mistbeet Berlin gedeiht, sammeln und in unsere Scheuern fahren. Dann ist es im nächsten Winter ein Kinderspiel, die neue Partei zu gründen. Die Partei!“

Ja, das war es. Mit einemmal sah man die Verwirklichung vor sich! Handgreiflich, deutlich. Und ein Bombenverdienst winkte, wenn die Berliner drauf reinfielen. Und sie würden eben drauf reinfallen —

„Natürlich kommt zunächst unser Kreis heran. Und die Kritik reformieren wir. Nein, wir revolutionieren sie!“

Stürmisches Bravo.

Die Frage war nur, wie?

„Wir gründen mit — hupp — beschränkter Haftung eine Lobesversicherung auf Gegenseitigkeit. Denn wir wissen, daß wir es verdienen. Wer nicht mithält, fliegt raus. Ich lobe dich, du lobst mich, er lobt sich, wir loben euch, ihr lobt uns, sie loben sich alle zusammen. Kapiert?“

Die Gläser leerten sich wieder.

Wirt und Kellner hatten alle Hände voll für diesen Tisch zu tun.

„Wer nicht mitwill, kann mir nur leid tun.“

Alle wollten.

Die junge Schauspielerin nannte Zelewski einen „genialen Hund“.

Dies Lob, daß er — so leise es auch gesprochen war — aufgeschnappt hatte, beflügelte ihn.

„Natürlich muß dann auch der Name des Zentralorgans unserer Zeit geändert werden. ‚Glocke‘

riecht zu sehr nach Weihrauch und Pastorenknaster."

Nun zerbrachen sich alle den Kopf. Die Neuformung des Titels war wirklich eine Notwendigkeit.

„Der Pofal“ —

„Das Sprungbrett“ —

„Sonnenblume“ —

„Die Himmelsleiter“ —

„Die Honigwabe“ —

„Das Känguruh“ (weil es in wenigen Sprüngen das erreichen würde, was andere im Kriechen erreichen) —

„Gralsküter“ —

„Der Sturmwind“ —

„Das neue Kaiserreich“ —

„Leute von heute“ —

„Mörtel“ (weil es den Neubau der neuen Zeit in den Fugen festhielt) —

„Wir“ —

Alles wurde nach reiflicher Überlegung abgelehnt und man beschloß, diese wichtige Angelegenheit auf ein andermal zu verschieben, als Fresenius, der so lange geschwiegen hatte, seinen Vorschlag machte:

„Der bewußte Hammel.“

Alle plagten.

„Bitte. Das ist gut symbolisch. Es soll der Hammel d. h. die Zeitschrift sein, auf den man immer wieder zurückkommt.“

Der Jubel war groß.

Nur Dr. Kraag machte den Einwand: „Welcher hat, wie er mir verriet, das Plakat schon auf, die

Glocke' eingestellt. Bimbam! Soviel ich ihn kenne, ändert er nichts mehr."

"Ist das wahr?" fragte Fresenius finster.

"Es könnte ja auch ein Hammel resp. ein Schaf sein," meinte Melcher, "Nur —"

"Na also. Ihr hört, Quiriten! Zelewski, schreiben Sie was Philosophisches vom bewußten und unbewußten Hammel als Leitartikel!"

"Nur," vollendete der Maler, "müßte das Viech dann Ihren Kopf tragen."

Fresenius schwor, daß sein Zorn keine Grenzen kenne; er verlange Sühne —

Dann bot er ihm die Brüderschaft an.

Melcher war aber noch ziemlich nüchtern. „Wissen Sie: es gibt hier und da Momente, wo einem so was unangenehm wird.“

Fresenius nahm es nicht übel.

Bald danach brach man auf. Tacke schlug ein Café vor. Der ganze Knäuel wälzte sich dorthin.

Nur der Lyriker und die junge Schauspielerin bogen an der nächsten Ecke links ab.

Meine Damen und Herren

Der kleine Schulsaal war überfüllt. Man hatte anfangs nur die Besucher eingelassen, die auf ihren Namen ausgestellte Eintrittskarten vorzeigten. Aber der Andrang war so stark, daß die Kontrolle unmöglich wurde. Man mußte noch zwei durch Schiebetüren mit der Aula verbundene Zimmer hinzunehmen.

Kleemann schwamm in Wonne. Er hatte sich in einen etwas ausgewachsenen Frack gezwängt, dessen Nähte grau aussahen.

Immer wieder trat er an Ibo Kay, Pronig oder einen anderen des Kreises heran: „Es wird ein Erfolg, Menschenkind! Habe ich's nicht gleich gesagt? Ein Bombenerfolg!“

Zelewski sagte dann nur: „Na, na.“ Ihn wurmte es im stillen, daß ihn niemand zu einem Vortrag aufgefordert hatte.

An allen Wänden hing das Plakat, das Martin Melcher entworfen hatte. Eine wuchtige Glocke in sattem Patinagrün auf hellgrauem Grunde. Daneben und quer hindurch die Buchstaben in flammendem Gelb.

Zelewski vermisse eine Person darauf . . Einen Türmer oder eine Art weiblichen Genius!

Aber Pronig, der was von Malerei verstand, war enthusiastisch und beglückwünschte den Freund.

Melcher hatte auf dies Plakat hin, das auch — verkleinert — an den Litfaßsäulen gepirngt hatte, mehrere Plakataufträge bekommen. Für eine neu-erfundene Wärmflasche und ein Patent-Bettgestelle. „Die Sache macht sich,“ sagte er händereibend. „Es kommt Geld ins Haus.“

Er sagte es leise. Denn Ibo Kay war auf das Podium getreten.

Er sprach einige Begrüßungsworte und erteilte „unserem edlen Mitkämpfer, Herrn Edgar Schönbeck“ das Wort.

Schönbeck besaß einen schöngepflegten Vollbart, der ihm einige Ähnlichkeit mit Sudermann verlieh, eine Ähnlichkeit, mit der er gern kokettierte.

Er sprach langsam mit erzwungener Nonchalance, in Wirklichkeit von der Bedeutung eines jeden Wortes fest überzeugt und jede neue klangvolle Wendung mit einer graziösen Handbewegung gleichsam unterstreichend. Seine Hände verrieten dann jedesmal die sorgsame Pflege der Maniküre.

Pronig, der sehr aufmerksam zuhörte, wunderte sich, als ihm einige der mit besonderer Berve hingeworfenen Sätze merkwürdig bekannt vorkamen.

War das nicht Carlyle? Und das nicht Tolstoi? Und Multatuli? Und in Prosa übersetzter Grabbe? Und Emerson? Und Nietzsche? Und Börne?

Die Elite der Weltliteratur trat in die Arena. Nur Rabelais fehlte . . .

Aber warum kamen diese Herren nicht in der

ihrer Stellung angemessenen Offenheit und stellten sich vor: „Mein Name ist soundsso?“ Warum kamen sie alle als Edgar Schönbeck?

Es war ein Maskenball ohne Demaskierung.

Er sprach eine ganze Stunde.

Der Beifall kam sturzbachartig und schien ihn durch seine Intensität zu überraschen. Er ließ ihn aber mit feinem, weltmännischen Lächeln über sich ergehen.

Lucy war von ihm entzückt. Nein, wie elegant und vornehm er war!

Da auf eine Diskussion verzichtet wurde, begann der zweite Teil des Abends.

Eine schlanke, feine Brünnette mit einem kleinen Teufelskopf sang mit schöner Altstimme zwei Lieder von Weingartner.

Eggert trat aufs Podium und las Pronig' „Disputations-Legende“. Der heilige Rufinus und seine Kollegen geraten in ihrer Chornische in einen erregten Disput und werfen einander die Heiligenscheine zornig an die Köpfe. Einer davon trifft den eingeschlafenen wachhabenden Mönch — —

Ein Violinist spielte die Romanze von Svendsen und gab etwas von Smetana zu.

Als Jens Peter danach zu Lucy trat, saß gerade Eggert auf seinem Platz und erzählte ihr in jenem Flüsterton, den man meterweit hört, daß „Ibo Kay“ nur eine Umkehrung von „Jakobi“ wäre. „Statt des J ein Y — so kommt es raus.“

Der Lyriker kam und trug seine Verse vor. Er erntete den stärksten Beifall, weil doch etwas Bildung dazu gehörte, sie zu verstehen. Und zumal die neueste

Bildung: Renaissance-Bildung. Man stand ja mit Verrocchio, mit Bruder Angelico und Giorgione auf Du und Du.

Die Verse waren von einer schillernden Eleganz. Sie schillerten so sehr, daß man keine Konturen mehr sah. Es gab da keine Ecke, an der man sich stoßen, aber auch keine, an der man sich halten konnte. Man griff nichts. Es entglitt alles den Händen.

Man glaubte, sie schon irgendwo gelesen zu haben — trotz der verwegenen Reime, die des Lyrikers Spezialität waren und seine Originalität darstellten. Der Geruch von Männerblut und Weiberfleisch, der Firnisduft frischer Botticelli-Bilder und Weihrauch aus Fra Bartolomeos Zelle, der aus den Versen aufsteigen sollte, wurde von einem faden Mille-Fleures-Parfüm erstickt.

Aber sie entfesselten einen Beifallsturm, der ihn nochmal auf das Podium schleuderte.

Er trug im ganzen zwölf ziemlich umfangreiche Gedichte vor.

„Hört er schon auf?“ fragte Fresenius seinen Nachbarn Zelewski. „Schade! Ich hatte mich gerade daran gewöhnt.“

Dann aber ging er zum Lyriker und fragte ihn, ob er schon einen Verleger für seine wunderbar ziselierten Verse habe. Er sagte „wunderbar ziseliert“.

„Ich verhandle noch.“

„Darf man fragen, mit wem?“

„Mit Medem in Zehlendorf.“

„Mit Medem??“

Fresenius zog ein mitleidiges Gesicht, das den

Lyriker einen Augenblick fränkte, und zuckte die Achseln. Dann überließ er ihn, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, seinen Verehrerinnen.

Jens Peter beugte sich zu Lucy: „Hast du das erste wiedererkannt? Ich zitierte es dir neulich, als wir im Café saßen. Botticelli! Weißt du noch?“

Ihre Gedanken waren offenbar wo anders. „So? Ja weißt du: du deklamierst mir so viel vor, daß man unmöglich alles behalten kann.“

Eggert lachte ein kurzes Lachen.

„Sie sind wohl so 'ne Art Bligableiter für die poetischen Ausbrüche des Kreises?“

„Bligableiter ist gut. Wie findest du das, Jens?“

„Wundervoll,“ sagte er höhnisch. Etwas in ihm kochte auf, und er wußte sich doch keine rechten Gründe dafür zu geben.

Sofort erkannte sie seine Stimmung.

Sie stand auf und hing sich an seinen Arm. „Komm hinaus, bitte! Ich möchte mit dir allein sein.“

Zum ersten Mal empfand er ihre Berührung als peinlich und unangenehm. Beinahe als widerlich.

Draußen, vor der Türe, mitten auf dem Trottoir, hob sie sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn.

Der Kuß war brennend heiß und brachte sein Blut zum Sieden.

Der Tisch mit der Landkarte

Draußen sind lange blaue Schilder, auf denen mit großen, weißen Buchstaben steht:

Bier

hell und dunkel,

direkt vom Faß, $\frac{4}{10}$ Liter 10 Pfennig.

Darunter ein kleineres mit dem Namen des Wirtes Karl Grau.

Eine schmale sandbestreute Treppe führt in das Kellerlokal. Sie ist so steil und ausgetreten, daß man sich am Geländer festhalten muß, um nicht unnötig frühe unten zu sein.

Unten ist alles bligsauber. In genau gemessenen Abständen sind die Pappuntersätze auf jedem Tisch verteilt. In der Mitte der Aschbecher.

Auf dem Büfett, hinter dem ein mächtiges Regal mit Likörflaschen, Steinkruken, Weißbieregläsern und Zigarrenkisten sichtbar wird, steht ein Blumenstrauß, wahrscheinlich von einem Geburtstag her. Er steht dicht neben dem Bierapparat.

Aber der Stolz des Lokals ist der große runde Tisch in der Ecke unter dem Fenster: seit kurzem ist er mit einer tabakgelben Glanzleinwanddecke bedeckt, auf die eine sehr genaue, mit allen Eisenbahnlinien durchzogene Landkarte gedruckt ist. Deutschland und

umliegende Länder: von der Nawa bis zur Seine, von der Königstadt Drontheim bis nach Lugano.

Jedesmal, wenn die hochaufgeschossene dreizehnjährige Else aus der Schule kommt und ihr Mittagbrot verzehrt hat, geht's an den runden Tisch mit der Landkarte.

Um diese Zeit ist das Lokal meist leer. Höchstens ein einsamer Gast, der aber lieber den kleinen Tisch im Winkel benützt, wo im Winter der eiserne Röhrenofen glüht.

Dann kniet sie auf den Stuhl nieder und zieht mit ihren spinnedünnen, noch etwas fettigen Fingern lange Linien quer über die Karte.

Else Grau reißt dann . . .

Sie kümmert sich nicht streng um die Eisenbahnlinien, die von weitem wie die einem anatomischen Atlas entnommene Zeichnung des menschlichen Nervensystems aussehen, sondern fährt oft ostentativ über die helleren Flächen. Manchmal gar über das Wasser der masurischen Binnenseen oder der Nord- und Ostsee.

Als Großstädterin, die unter Asphaltdunst und Straßenbahngeklengel aufgewachsen ist, hat sie eine Schwäche für die unberührte Natur. Die Lüneburger Heide stellt sie sich ganz wunderhübsch oder gar „furchtbar hübsch“ vor: so als eine Art Prärie, wie die in den Indianerbüchern, die in der Schule zirkulieren. Da schlummern ungeahnte, ungekannte Gefahren . . . Ein himmlisches Gruseln überläuft ihre Schulterchen, wenn sie daran denkt, was einem dort alles blühen kann: wohl gar ein richtiger Überfall am hellen,

lichten Tage mit richtigen maskierten Räubern und richtigen vorgehaltenen Pistolen — wie in den buntgedruckten Hefen, die ab und zu von Gästen hier liegen gelassen werden.

Von dem Wasser zieht sie die Ostsee vor. Da hat's ihr der Name Bornholm angetan. Bornholm! das klingt doch nach etwas! Das rasselt wie von Schilden. Wie dumm, daß es keine Ritter mehr gibt! —

Bisweilen schreckt sie die Bestellung eines Gastes aus dem Traum auf, der „noch ein Dunkles“ will oder eine „Bockwurst mit Salat“. Eilig — denn Vater schnarcht nebenan auf dem Sofa im Mittags-schlaf — holt sie und bestellt sie in der Küche das Gewünschte. Und schon während des Aufstehens verwandelt sich der ärgerliche Zug ihres Gesichtes in den üblichen, servilen, diensteifrigen, wie sie ihn beim Vater immer sieht.

Jetzt kommen ab und zu feine Leute her. So dieser große blonde Herr, den sie den Poeten nennen, und der eine, der immer zeichnet.

Vater sagt, sie kämen, weil sie bei ihm ein Zehntel mehr bekämen als bei anderen Wirten, und er lacht darüber. Denn im Grunde verachtet er alle, die sein billiges Bier trinken . . .

Das ist aber nicht recht von ihm: es ist angenehmer, mit gebildeten Herren zu verkehren und ihre höflichen Reden zu hören, als mit den groben, schmutzigen Kunden der Nachbarschaft umzugehen.

Wie interessant die neuen Gäste aussehen!

Sie kamen sicher von weit her. Keiner berlinerte.

Jetzt ladet sie ihre Freundin, die Frida, nicht mehr ein, die Frida, die gerade so groß ist wie sie; nur viel, viel dreister. Eine rüdige Bolle.

Sonst —

Sonst reisten sie immer beide zusammen . . .

Die Köpfe wurden oft rot vor Erregung, wenn sie sich über die Reiseroute nicht einig werden konnten. Die Frida ist auch zu dumm: immer nach Italien will sie! Als ob da gar keine Alpen wären und die Kletterei nun gerade Vergnügen machte!

Da war es doch an der See tausendmal schöner. Auf Bornholm. Oder schnell über die Ostsee an dem langen Zeigefinger der Halbinsel Hela vorbei, mitten hinein in die Danziger Bucht. Mußte das schön sein! Zumal später im Sommer, wo es selbst hier unten kaum vor Hitze auszuhalten war, wo die Fliegen zu Duzenden so recht appetitlich an den aufgehängten grünen und roten Fliegenfängern angeklebt hockten —

Und es flattert die Sehnsucht der Kinderseele wie ein verirrttes Böglein hin und her und stößt sich das Köpfchen an den Kellerfenstern wund . . .

Der Wildlederhandschuh

Die drei Freunde saßen gelangweilt da. Und schwiegen.

Der Lyriker las zum zwanzigsten Male für sich seine Verse „Der Prophet“, die in der letzten „Glocke“ an erster Stelle gestanden und dem Blatt beinahe die Ehre einer Konfiskation eingebracht hatten. Martin Melcher zeichnete auf dem Pappuntersatz des Bierglases einen Marabu, der ausfah wie ein Professor. Jens Peter Pronig trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tisch und zog sein Gesicht in Falten der Bedenklichkeit.

Es war auch zu dumm! Wieviel Erfolge hatte man sich nicht von den Vortragsabenden versprochen, und wie wenig hatte sich erfüllt!

Als er damals — nach dem ersten Vortragsabend — nach Hause schritt, ging er einen Grad aufrechter als gewöhnlich: was alle ihm prophezeit hatten, glaubte er aufs Wort: er war fortan „gemacht“. Er war eine „Nummer“ in Berlin.

Die Berichte würden durch die Blätter gehen. Die Verleger und Theaterdirektoren mußten davon erfahren — o, er würde schon dafür sorgen, daß sie es erführen!

Dann wurde „Der Adler“ angenommen . . . An-

gebote auf Angebote kamen . . . Vertragsformulare mit vielversprechenden Rubriken flatterten ins Haus . . . Depeschen kamen . . . Die Agenten rausten sich um ihn und wurden nur nach vorheriger Anmeldung nach Nummern vorgelassen . . . „Man bittet nicht zu drängen, um Unglücksfälle zu vermeiden . . .“

Lucy, die in dieser Zeit besonders lieb war, wurde sein Weib. Er fuhr mit ihr nach Griechenland, nach Ägypten, nach Florenz. Und kehrte im bekränzten Schiff nach Hause zurück. Ein Sieger . . .

Er hielt Vorträge, wo der Platz zwanzig Mark kostete, und zu denen sich der gebildete Pöbel drängte. Liebermann mußte ihn malen, Strauß und Pfizner ihn komponieren, Urba ihn meißeln, Kossius von Rhyn oder Endell ihm die übliche Grunewald-Villa bauen. Alle sprachen von ihm . . . von ihm . . . von ihm . . .

Aber als er an jenem Tage nach Hause kam, lag ein fein säuberlich verschnürtes Paket auf dem Schreibtisch. Darin „Der Adler“. Und die gedruckte Absage des Theaterbüros. Sie hatten sich nicht einmal die Mühe gemacht, zu schreiben.

Und als er am nächsten Morgen hungrig die Blätter durchwühlte, war nirgends, aber auch nirgends eine Notiz zu finden. Erst die Mittagszeitung brachte etwas: ein paar boshafte Sätze über die jungen Herren, die mit einem fetten, väterlichen Wechsel in der Tasche Bohémiens markierten und ihre Produkte wehrlosen, harmlosen Menschen aufschwagten. „Achtung! Hier wird Schutt abgeladen!“

Der einzige Erfolg — mit dem Kleemann und Fresenius merkwürdigerweise zufrieden waren — bestand

darin, daß sich eine Anzahl lärmender, aufdringlicher Kunstnovizen beiderlei Geschlechts an die „Glocke“ herandrängten und sie alle belästigten. Lauter Unpersönliche, die auf der glatten Heerstraße dahinfuhren und niemals abgestiegen waren, um im Dickicht des Waldes beim Richern eines Bachs oder dem Gezirp eines verliebten Tieres oder den Sonnenstäubchen, die auf einem blanken Käferrücken spielten, Pan zu suchen . . .

Lyrische Küchlein, die ängstlich ziepend eine gefällige, gemütliche Henne suchten, unter deren Flügeln sie sich wärmen konnten: sie bezahlten die Henne aus Erkenntlichkeit.

Ihre Titel warfen sie einem wie eine Handvoll parfümierten Drecks ins Gesicht. Es brodelte darin von „Rosenglück“, „Dämmereinsamkeiten“, „Sündigen Wonnen“, „Glückschwangerschaften“, „Zauchzenden Sonnen“, „Singendem Blut“ — zum Verzweifeln.

Ein einziges Mal waren sie wirklich gespannt gewesen, als sich „Virgo“ auf der Redaktion zu Besuch angemeldet hatte. Virgo, die talentierte Verfasserin der „Flammenlieder“, in denen es von Begehren, von schwülen Stunden, satanischen Lüsten, krampfhaftem Verlangen nur so schäumte und übersprigte. Tolle Sachen . . .

Sie hatten eine junge, schlanke Mondaine erwartet, bißchen entnervt, mit schwarzumrandeten, tiefen Augen — und herein trat ein kleines, fettes, häßliches, ältliches Fräulein, das seine Schüchternheit unter einer Lawine eingelernter Worte zu verschütten versuchte — uff!

Nein. Es hatte sich nicht gelohnt: Die Kunst kam zu kurz. Und was lag an dem anderen?

Man hatte sich zur Wahl des Grauschen Lokals entschlossen, das Zelewski entdeckt und als retiro empfohlen hatte. Nur die Eingeweihten kannten es. Man war vor dem Ansturm der Herde sicher.

Pronitz räusperte sich.

„Warum wohnt man eigentlich in Berlin? Woher stammt der Zauber Berlins? Ich bin nie zu einem Resultat hierüber gekommen. Ihr?“

Die Freunde zuckten verwundert die Achseln.

„Man müßte als Kunstschaffender überall anderswo wohnen als gerade in Berlin. Kennt ihr Stuttgart? Die Stadt klettert die Weinberge in die Höhe — ringsum ist alles ein Garten — das ganze Schwaben ein Garten mit seinen tausend alten, wunderschönen Städtchen darin . . . Kennt ihr Danzig? Es gibt da Gassen, die genau so sind wie zu der Zeit, als der staatliche Pirat das frischgemalte Bild Memlings heranschleppte . . . und vor den Toren rauschen Wälder und dahinter braust die See . . . Kennt ihr Ovelgönne an der Elbe? Blißblanke Häuschen in bunten Gärten — die Elbe strömt breit und mächtig — Schiffe kommen aus der ganzen Welt, aus der ganzen Welt, Melcher! Und im Winter bauen die Eißschollen sich zu Barrikaden auf und donnern an die Strandmauer . . . Kennt ihr Zons am Niederrhein? Da reitet um Mitternacht noch der streitbare Bischof von Köln durch die Gassen — und morgens liegt noch ein verlorenes Waffenstück an der Stadtmauer, an dem Zudenturm oder an den Bastionen, die über das

weite Schilfland vor ihnen auf den blinkenden Wasserstreifen schauen, der der Rhein ist . . . Dort überall müßte man wohnen! Nur hier nicht! Nur in dieser Stadt nicht, die aus Stein und Staub und Häßlichkeit zusammengeleimt ist."

Wieder schlug die Faust kampfbereit auf den Tisch.

„Es ist der wüteste Steinhafen, den man je Stadt genannt hat. Keine Lungen darin. Nur Humboldthain, Friedrichshain, Tiergarten mit ihren abgezirkelten Wegen und den schwindstüchtigen Beeten. Es gibt nirgendwo wieder in einer Stadt solch eine Menge uncharakteristischer Häuser und Gassen, solch eine Ansammlung progigekler Börsen-Palazzi. Es hat eine schnodderige Bevölkerung, der jedes Kunstwerk, jede wissenschaftliche Schöpfung gerade gut genug ist, um Wiße zu reißen, und die im Grunde gerade so uncharakteristisch ist wie die Häuser, in denen sie zusammengepfercht ist: mit einem Dialekt, der nur ein schäbiger Jargon ist und die heiligsten, tiefsten Geseze der Sprache verachtet . . . Es ist die Stadt, die es einem am unbequemsten macht, ihr zu entfliehen: man muß stundenlang fahren, wenn man nicht eine Natur voll Eierschalen, Wurstpellen und Bierflaschenscherben will . . . Es ist die Stadt, die jeden zeichnet, der sie aufsucht; die den Starken schwach macht, die den Reisen überbrüllt, den Wartenden anrempelt, den Strauchelnden zertrampelt und den Untergegangenen verhöhnt! . . . Und diese Stadt, diese Stadt voll Häßlichkeit und Haß, voller Aufdringlichkeit und Charakterlosigkeit — lieben wir!!! An ihr hängen wir, wie Schüler an dem großen Lehrer, der in die Ferne

weist, — nein; wie an der Geliebten, ohne die der Tag sonnenlos und die Nacht ohne Sterne ist . . ."

„Ja, aber warum?“

„Ja, warum? Ein Narr wartet auf Antwort. Rätsel der Psychologie! Rätsel unserer Kompliziertheit . . . Oder möchte einer von euch hier fort, sei es auch, wohin es sei?“

„Der liebe Gott soll mich davor bewahren,“ sagte der Maler.

Und der Lyriker bestätigte: „Anderstwo würde ich ersticken.“

„Nicht wahr? Nicht wahr? Das ist unser aller Gefühl. Hier, wo man täglich blutig geschlagen wird! Mit Skorpionen, wie unter weiland Rehabeam!“ Nach einer Weile, leise: „Oder liegt darin vielleicht gerade die Antwort? Man liebt doch am meisten das, was einem wehe getan hat . . . Mann der Lyrik, ist's nicht so?“

Aber ehe der Lyriker noch antworten konnte, fuhr Martin Melcher auf: „Das ist Fachsümpelei. Lyriker sind in solchen Dingen gar nicht kompetent.“ Und nach einem tiefen Atemzug: „Die Großstadt ist der Zauber! Diese unübersehbare Menge von Einzelheiten, von Einzelwillen, die mit tausend eigenen Stimmen sprechen und sich täglich erneuern und uns anreizen und noch den verstorbenen Lebensmut galvanisieren, daß er auf- und abhüpft! Es ist nicht Preußen, nicht Deutschland. Gott sei Dank, daß es das nicht ist. Aber glaubt mir: diese Stadt wird mal das, was das heilige Paris mal war: das Herz Europas. Anatomisch, will sagen geographisch, ist

sie das ja sowieso. Nein, nein, scheltet nicht auf Berlin: ohne Berlin sind wir z. B. gar nicht denkbar. Das wißt ihr ja alle selber. Ohne Berlin haben wir ja gar keine Entschuldigung!! . . . Um deinen Vergleich mit der Liebe anzuwenden, — ihr scheint mir dieser Liebe nicht gewachsen und macht sie schlecht. Ausreden! Nehmt euch zusammen! Ihr werdet staunen, was die Liebste wert ist! . . . Sacré nom de Dieu, es ist unglaublich, was man alles zusammenschwägt.“

Er trank sein Glas aus. Der Hals war ihm trocken: er hatte schon lange nicht soviel hintereinander gesprochen.

Dann zeichnete er an seiner Marabufamilie weiter, und der Lyriker las zum einundzwanzigsten Male seinen „Prophet“.

Schweigen.

Als Jens Peter sich einmal zufällig umwandte, sah er die Else am Ofen stehen, die großen Kinder-Augen auf ihn gerichtet.

Unter seinem Blick wurde sie ganz rot, kam aber, wie an einem unsichtbaren Fädchen gezogen, zu ihm. Ganz nahe.

„Woran dachtest du eben, Else?“

„Ich möchte wer weiß was geben, wenn ich so schön sprechen könnte wie Sie.“

Dabei legte sie ihre Hand betuernd auf die seine.

„Dafür bin ich auch Dichter.“

„Ja.“

„Hast du mich immer dafür gehalten?“

„Nein.“

„Wofür denn?“

Das aber wollte sie nicht sagen.

Nur: „Jetzt weiß ich, daß ein Dichter ja gar nicht anders aussehen kann.“

Das rührte ihn. Er hielt ihre kleine magere Hand fest.

„Soll ich mal ein Gedicht auf dich machen, Else?“

„Ach ja, bitte, bitte!“

„Was krieg' ich aber dafür?“

Sie wurde wieder rot.

„Einen Kuß?“

Sie sah ihn ernst an — etwas furchtsam — und schüttelte den Kopf.

Da ließ er ihre Hand los.

Und schämte sich etwas.

Und wußte nicht, weshalb . . .

Nach einer Stunde etwa gingen die Drei.

Als sie kaum fort waren, stürzte Else an den Tisch, bückte sich und hob den Handschuh auf, der Proniß entglitten war. Es war ein feiner, grauer Wildlederhandschuh.

Aber sie trug ihn nicht nach, sondern betrachtete ihn eine Weile beglückt, drückte ihn an ihr Herz und an ihr heißes Gesicht. Und küßte ihn. Erst jeden einzelnen Finger. Dann die Innenseite.

Da bemerkte es der Vater auf seinem Rundgang durch das Lokal. Er kam auf sie zu.

„Was ist denn los??“

Sie blieb wortlos stehen.

„Ja, kannst du nicht reden?“ Und in einer Aufwallung des Zornes schlug er ihr eine Ohrfeige.

Sie stand ganz still und rührte sich nicht. Sie sah ihn nur starr an mit einem verzückten, entrückten Blick, den er nicht begriff, vor dem er aber unwillkürlich zurückwich. Achselzuckend.

Sie rieb auch nicht ihre Wange. Sie sah ihm nur mit einem seltsamen, halb-ekstatischen Lächeln nach. Sie war jetzt kein Kind mehr! Sie hatte um ihrer Liebe willen gelitten!

Um . . . ihrer . . . Liebe . . . willen . . .

Oben auf der Straße blieb Pronis plötzlich stehen.

„Was ist dir?“

„Merkt ihr nichts? Mensch, schnupper mal! Es ist Frühling geworden!“

Sie sog in tiefen Zügen die warme laue Abendluft ein, die den Blütenduft der kommenden Monate schon in sich zu tragen schien.

„Es ist Frühling geworden!!“

Meyers Konversations-Lexikon

Eines Morgens, ganz in aller Herrgottsfrühe, um elf Uhr, klopfte es sehr stark bei dem Lyriker, und auf sein hervorgeräuspertes „Herein“ stürmte Fresenius mit dröhnendem Lachen in die Stube.

Er hatte sein biedermännlichstes Gesicht aufgesetzt, in dem nur die etwas scheuen, forschenden Augen störten. Das bemerkte der Lyriker aber nicht. Er war kein Menschenkenner.

„Wollen Sie sich setzen? Ich glaube, auf dem Sofa ist noch ein Platz frei.“

„Was denken Sie, Verehrtester! Ich — und sitzen? Jetzt um diese Zeit, wo ich nicht einen Augenblick Muße habe? Ich kam nur zu Ihnen, um Ihnen zu danken. Verstehen Sie mich?“ Seine Stimme war bewegt.

„Zu danken?“

„Ja, zu danken. Für den Genuß, den mir Ihre Gedichte bereitet haben.“

„Meine Gedichte?“

Der Lyriker saß plötzlich aufrecht, setzte sich den Kneifer auf und sah seinen Besucher scharf an: „Sie haben meine Gedichte gelesen?“

„Ja. Ihr Verleger ließ mich einsehen.“

„Das ist eigentlich. Das ist —“

„— 'ne Gemeinheit, wollen Sie sagen? 'ne Taktlosigkeit? Ein Vertrauensbruch? Sprechen Sie's nicht aus. Medem wußte, weshalb er sie mir gab.“

„Nun?“

Fresenius nahm eine überlegene Miene an und sagte mit jener Stimme, mit der Napoleon der Große die Meldung von der Kapitulation Danzigs entgegennahm: „Er fragte mich um Rat, und ich habe geantwortet.“

Der Lyriker bot ihm nochmals einen Platz an.

„Wo denken Sie hin? Dazu fehlt mir die Zeit.“ Dabei schob er des Lyrikers Anzug beiseite und setzte sich in den Sofawinkel, daß das alte Möbel quietschte.

„Haben Sie ein Sofa mit Musik?“ fragte er vergnügt, besann sich dann aber auf den Ernst der Situation und sagte groß und feierlich: „Ich habe geantwortet: Lassen Sie die Hände davon, Herr Medem. Und — hier habe ich Ihre Gedichte.“

„Sie haben nein gesagt?? Ja, aber bester Herr, Sie sagten doch, daß sie Ihnen gefallen hätten?“

„Machen Sie kein Jeremiaßgesicht. Jetzt kommt der Haupttrick! Ihr jungen Dachs fallt doch auf alles rein. Seien Sie froh, daß ich Ihnen mit meiner Erfahrung helfe.“

Der Bettlägerige war auch froh, wollte aber gerne wissen, wieso.

Leo Fresenius nahm aus einer auf dem Tisch liegenden Zigarrentasche eine Zigarre. „Sie gestatten?“

„Aber bitte! Entschuldigen Sie, daß ich nicht selber —“

„— selber mitrauche? Geht nicht mehr. Ist keine mehr drin . . . Ja, sagen Sie mal, was dachten Sie bloß mit Jedem für Geschäfte zu machen? Meinen Sie, Sie hätten da je einen Pfennig bekommen? Nicht in die Hand. Von dem nimmt ja nicht mal das Buchhändler-Börsenblatt was auf. Das ist ein Ignorant, ein Schwindler, ein Ausbeuter. Übrigens auch ein vorbestraftes Individuum.“

„Was Sie sagen? Und weswegen?“

„Weswegen? Wegen Bigamie.“

„Vogtausend!“

„Ja: seine Frau war nämlich so dick, daß man sie auch vor Gericht doppelt zählte.“

Der Lyriker war aber nicht in der Stimmung, zu lachen, und sagte nur erleichtert: „Ach so!“

„Aber nun Scherz beiseite! Sie müssen jemand haben, der Sie zu Verlegern bringt, die Ihre Prachtverse auf anständigem Papier drucken, in prima Einband mit Buchschmuck bringen und Sie dem Publikum vorlegen. Sehen Sie: Das ist das Entscheidende: das Vorlegen! Was das Publikum vorgesezt kriegt, frisst es auch. Es ist wie ein gutes Schweinchen: es frisst alles. Soll ich Ihnen Beispiele anführen? Ist nicht nötig, wie? — Bedingung ist eben nur: man muß es ihm in die Krippe schütten. Man muß es mit der Schnauze darauf stoßen. Dann schmeckt ihm jeder Dreck. Dann schmeckt ihm sogar Gutes.“

„Und wissen Sie so einen?“

„Einen Lanceur? Sehen Sie mich an. Hier sitzt er sich eben auf Ihrem Sofa wund und raucht Ihre wunderbare Habana.“

„Sie, Herr Fresenius?“

„Jawohl, ich!“

„Sie wollen wirklich?“

„Ich hab' schon einen Verleger — ich sage Ihnen: einfach Zucker! Tiptopp! Sie zahlen da 'ne Kleinigkeit für den Druck. Das müssen Sie als Anfänger überall. Bei Ihrem Verbrecher Medem natürlich auch.“

„Wieviel ungefähr?“

„Nichtet sich nach der Ausstattung. Gott, dafür könnten Sie doch Leute interessieren, nicht wahr?“

Der Lyriker dachte nach.

„Meine Tante in Labiau würde sicher was geben. Ja, sicher.“

„Nun also! Die Tante aus Labiau! — Mit Ihrem Verleger habe ich schon gesprochen und ihn begeistert. Das ist ein Mann, sage ich Ihnen! Ein Kenner bis in die Fingerspigen, Weltmann durch und durch und als Buchhändler direkt vorbildlich. Aufopfern tut sich der Mann für seine Kunden. Nicht so wie Ihr Medem, der faule Kopf, der nach der Drucklegung die weiteren Schicksale ruhig den Sortimentern überläßt.“

Wer denn dieser Musterverleger sei?

Hier zog Leo Fresenius eine bedruckte Postkarte vor und fragte: „Meyers Konversationslexikon haben Sie noch nicht, wie ich sehe?“

„Nein,“ bekannte der Lyriker verdutzt.

„Sehen Sie: man ist doch auch Geschäftsmann, und ich kann Ihnen mein Klostergeheimnis doch nicht so ohne weiteres preisgeben. Wie wäre es denn, lieber Dichter, wenn Sie sich, um mir die bescheidene

Provisionsgebühr zu verschaffen, Meyers Lexikon in Ratenzahlungen anschafften? Z. B. für monatlich zehn bis fünfzehn Mark. Es sind siebzehn Bände und vier Supplementbände und das Werk ist für Sie doch unentbehrlich."

"Einundzwanzig Bände? Da müßte ich mir ja ein zweites Zimmer mieten."

Leo Fresenius antwortete auf einen ganz anderen — nicht gemachten — Einwurf: „Sie können ja zum nächsten Ersten anfangen zu zahlen, und ich lasse Ihnen gleich liefern, alle einundzwanzig Bände. Gehen Sie auf meine Bitte ein, so gebe ich ein fürstliches Abendessen, ich weise Ihnen den Verleger an und leite den gesamten Vertrieb Ihrer Gedichte für Deutschland und Oesterreich ohne irgend welche pekuniären Ansprüche. Na? Sagen Sie: topp. Anständiger als ich kann keiner sein.“

Während der Lyriker seinen momentanen Geldmangel beklagte, prüfte Fresenius genau die Gegenstände, die dem jungen Mann gehörten. Alles, bis auf die Wäsche. Und er sah, daß es gut war. Und daß diese Existenz auf einem soliden Fundament basierte, auf Wohlstand oder gar Reichtum.

„Wissen Sie, Friedrich Haase sagte mal zu mir: Fresenius, sagte er, Sie werden durch ihre Gutmütigkeit noch mal Ihr letztes Hemd verlieren. Er hat nicht unrecht gehabt. Aber wer kann was gegen seine Natur?? . . . Sie sollen sich nicht über mich zu beklagen haben. Kommen Sie, ziehen Sie sich an! Wir gehen zum Verleger, zum Tempeldiener des Ruhms. Ihr Buch wird gedruckt, zu Tausenden ver-

kauft und Ihre Labiauer Tante macht Sie aus Stolz zu ihrem Universalerben. Und mit Ihren Liebesgaben für mich hat es keine Eile."

"Sie sind wirklich zu liebenswürdig, Herr Fresenius."

"Ich habe Ihnen zu danken. Für Ihre Verse."

Tränen traten in seine Augen. Tränen der Ergriffenheit und Begeisterung. Richtige Tränen.

Der Lyriker zog sich schleunigst an. Den mußte man sich warm halten.

"Wir trinken erst noch in dem neuen Lokal an der Ecke einen Schoppen, wie? Ein Bier sage ich Ihnen — mhym!" Er sah während der Ankleideprozedur interessiert zum Fenster heraus. Er war wohlgezogen und hatte Formen . . .

"Was meinen Sie wohl, was die Brüder von der Glocke sagen werden, wenn Sie gebunden im Fenster stehen? Sie steigen im Kurs, Verehrtester! Natürlich brauchen sie über das Wie — ich meine: über Ihren Zuschuß — nicht zu sehr orientiert zu werden."

"Nein. Darum wollte ich Sie auch schon bitten," sagte der Lyriker schüchtern. Er schämte sich doch etwas . .

"Ich schweige wie ein Erbbegräbnis. Aber nun kommen Sie."

Als der Lyriker nach Hause kam, war es erst sechs Uhr abends.

Bis dahin hatten sie eine Viertelstunde bei dem Verleger zugebracht, wo er einen Vertrag unterschrieben hatte, nach dem er für den Druck seines Gedichtbandes einen Beitrag von 550 Mark und für das Klischee der Bestellpostkarten 75 Mark zuzuschießen

habe. Die übrige Zeit hatten sie in dem neuen Lokal zugebracht, und als ihm das Bier allmählich doch zu Kopf gestiegen war, hatte er einen unbeachteten Moment benützt, um zu entweichen.

Es war ein schöner, lauer Berliner Maiabend. Der Staub hing in der Luft, und der Sonnenuntergang war golden und violett.

Der Lyriker genoß alles mit halboffener Seele und kimperte an einigen Versen herum, die aber nicht vollendet wurden. Er war auch viel zu sehr abgelenkt durch die Freude darüber, daß er in wenigen Monaten ein gedruckter Autor war und — daß er trotz des achtfündigen Trink-Arbeitstages noch immer so ferngerade ging.

Es war schwer zu sagen, worüber er sich mehr freute . .

In den Vorgärten der Häuser am Elisabethufer saßen die Familien und schluckten die schöne Luft.

Im Vorgarten von Nr. 70, wo er wohnte, saß die ganze heilige Familie des Hauswirts, voran „die gnädige Frau“ mit der Mopsnase.

Er grüßte freundlich und herablassend und wollte noch etwas sagen. Aber er hatte das dumpfe Gefühl, daß die Zunge nicht ganz gehorchen würde, und ließ es darum lieber.

Er begnügte sich mit einem vielsagenden Lächeln und zog den Haus Schlüssel hervor. Denn er war noch nie zu einer Zeit nach Hause gekommen, wo er ihn nicht gebraucht hatte. Daß die Haustüre offen stand, hielt er einen kurzen, aber bedeutungsvollen Moment lang für die Bummellei eines Nachtschwär-

mers und beeilte sich, sie dadurch gutzumachen, daß er selber von innen zuschloß. Und zwar zweimal.

Ein Schreckensschrei von draußen traf sein Ohr, drang aber nicht tiefer.

Trällernd und brummend kletterte er die Treppen empor.

In seinem Zimmer stellte er sich zunächst vor den Spiegel und machte ein bedeutendes Gesicht. Er war zufrieden. Besser wirkte es freilich noch, wenn er die Hand an die Schläfe flegte, da, wo die blonden Kotelettes ansetzten, oder wenn er mit der Rechten das Kinn festhielt wie der müde Heine über seinem Bett — — —

Beim Ausziehen fiel ihm eine gedruckte Karte heraus. Es war Fresenius' Bestellkarte:

„Unterzeichneter bestellt hiermit bei der Buchhandlung des Südostens, Oranienstraße 120, durch Vermittelung des Herrn Leo Fresenius:

1 Meyer, Konversationslexikon, letzte Auflage, 17 Bde. und 4 Supplementbd. (Originaleinband) zum Gesamtpreise von 210,— M.

Stand und Name

Der Lyriker hatte nur noch eine dunkle Ahnung von der ganzen Angelegenheit. Er wußte nur, daß Fresenius riesig nobel gewesen war und ihn seiner Freundschaft versichert hatte.

Um ihm nichts schuldig zu bleiben, unterschrieb er die Karte. Und er tat es so energisch, daß statt des Schlüsselpunktes ein Kleck dastand.

Ein Anlauf

Diese unruhigen Tage, die das Blut prickeln und die Nerven schneller vibrieren ließen, hatten das Unwahrscheinliche zustande gebracht, in dem Lyriker Tätigkeitsdrang zu entwickeln.

Nicht in dem Sinne, daß er mehr Verse skandierte als im Winter, oder daß er die junge Schauspielerin mit immer billiger werdenden Blumen überschüttete, — nein, er war längst zu mehr entschlossen.

Leo Fresenius, der sich immer mehr zu seinem Mentor herausbildete — natürlich als väterlicher Freund, Berater, „Lanceur“ —, war nicht unschuldig an dieser Wendung der Dinge.

„Sie müssen Ihren Verwandten in Tapiau, Labiau, Wehlau beweisen, daß Sie ein Mann des Tages sind, kein Dämmerträumer; so imponieren Sie ihnen und stärken Ihren Kredit. Wie? Und wo? Sie müssen unbedingt einige Stunden am Tage regelmäßig arbeiten. Un—bedingt. Das schadet Ihren Idealen nichts. Im Gegenteil. Auf dieser dunklen Folie heben sie sich noch leuchtender ab.“

Oder war Lenz, den die immer merkwürdigerweise „genialisch“ statt „genial“ nennen, nicht Hofmeister? War Heine nicht Journalist? War Goethe nicht Staatsbeamter? „Na, sehen Sie wohl!“

So hatte sich langsam, aber sicher die Samenforn in dem unfruchtbaren Boden seiner Seele breit gemacht, Wurzel geschlagen und war in dieser Lenzzeit, wie so vieles andere, plötzlich ans Licht geschossen.

Und als ihn eines Morgens solch ein praktischer Gedanke überfiel, ließ er ihn nicht los, sondern er rang mit ihm wie Erzvater Jakob mit dem Engel, bis er ihn segnete.

Sternenklar überkam es ihn: er mußte einen Verdienst haben, der mit militärischer Pünktlichkeit kam, nicht einen, der wie ein Schugmann immer just dann fehlte, wenn man ihn brauchte. Mit einem Wort: er schämte sich dieses „Luderlebens“, das freundliche Euphemisten „Bohème“ nennen, und begehrte danach, den fetten, grünen Weiden der gesicherten Existenz zuzustreben. Mammon ist der alleinige Gott, und Fresenius war der Prophet. Hallelujah.

Und da man alles, was man tun „soll“, schnell tun soll, sprang er jähen Sazes an die Türe, brüllte nach Kaffee, wusch sich, wie ein Seehund dabei schnaufend und spritzend, und stürzte auf die Straße zum nächsten Zeitungskiosk. Dort kaufte er sich sämtliche Morgenblätter, um aus den Rubriken „Bermischtes“, „Unterricht“ etwas Passendes herauszusuchen.

Das war nicht einfach.

Aber als aus Morgen und Abend ein Tag geworden war, hatte er einen ganzen Haufen blauumränderter Inserate in der Tasche.

Dies waren die Berufenen. Auserwählt wurden am nächsten Tage nur drei: die übrigen warf er

zusammengeknüllt mit wachsender Treffsicherheit nach der verstaubten Gipsbüste in der Ecke.

Drei waren nicht viel. Aber gerade genug, wenn er Glück hatte. In allen dreien handelte es sich um einen akademisch gebildeten Herrn, der einen Schüler der höheren Gymnasialklassen beim Vorwärtkommen behilflich sein sollte.

Er war in diesem Moment zum erstenmal in seinem Leben darüber froh, daß er studiert hatte. So hatte man doch etwas mehr davon als die Erinnerung an langweilige Vorträge von langweiligen, weltabgewandten Dozenten in alten, verstaubten, schlecht ventilierten Räumen. Er malte sich bereits in lebhaften Farben aus, wie er mit geistreicher, origineller Methode Zauberdinge verrichten und dem dümmsten trockensten Pennälerschädel Wunderblüten des Wissens entlocken würde.

Er erlebte einen Triumph: alle drei Inserenten antworteten auf sein eingereichtes Gesuch. Er las die in soliden, umständlichen Sätzen aufgebauten Briefe kritisch mit hochgezogenen Augenbrauen und entschloß sich endlich, der Aufforderung des Herrn Rentier Schwandtke zu folgen.

Erstens: „Rentier“ ist so etwas Insih-Gefestetes, behaftet mit unverkennbarem Metallgeruch. Zweitens: Schwandtke klang dumm, jovial, behaglich, umgänglich. Drittens: Rentier Schwandtke wollte ihn heute abend im Welfenlokal, Ritterstraße 100, kennen lernen. Dies entschied: mit einem Manne, der einen solchen Treffpunkt wählte, würde es sich auskommen lassen.

Die Diagnose erwies sich zunächst als richtig. Der Kentier gehörte zu denen, die Julius Cäsar gerne um sich hatte: er wog gern und gut zweieinhalb Zentner.

Neben ihm saß Katharina, seine Tochter, die in dem Alter war, wo man noch immer nicht dreißig Jahre zählt. Willi, der Sekundaner, war nicht da, sondern leistete zu Hause Müttern Gesellschaft. Er, der Alte, wollte ihn mal erst so ganz ohne Umstände zwanglos kennen lernen.

Der Lyriker bezeichnete dies als „fabelhaft vorurteilsfrei und modern“ und erntete für diese Worte einen dankbaren Blick des alten Herrn.

„Der taugt etwas!“ dachte der Kentier Schwandtke, beschloß aber doch, ihm noch etwas auf den Zahn zu fühlen — mit aller Menschenkenntnis, die ihm zu Gebote stand. Viel war das nicht.

Er plauderte mit ostentativer Harmlosigkeit über politische Zustände, berlinische Kommunalfragen und allgemeine Bildung und streckte hie und da seine dicken Fühlhörner aus. Der Lyriker merkte das mit einer leise wachsenden Gereiztheit, die er nach seinem Rezept mit einem sehr tiefen Zug aus dem Glase herunterspülte.

Der Kentier fand dies Trinken bei einem so jungen Manne bedauerlich, er bemerkte es fast mit etwas Entrüstung. „Er taugt doch nichts!“

Als der Geprüfte versehentlich seiner schriftstellerischen Tätigkeiten gedachte, die er eigentlich hatte verschweigen wollen, sahen Vater und Tochter erst einander, dann ihn ernst an.

„Was schreiben Sie denn? Mich interessiert so etwas sehr.“

Ihm stand der Angstschweiß auf der Stirn. Sollte er seine Gedichte in der „Glocke“ erwähnen und sich dadurch alle Sympathie entziehen? Oder seine gewiß geistreichen, aber doch hier nicht recht angebrachten Epigramme auf Philister, Hoffkunst, Zensur, Wildenbruch, Polizei, Moral, Skat — kurz, alles was dem Durchschnittsdeutschen heilig ist und das Herz weit macht? So sprach er die größte Lüge seines Lebens und stotterte von „gelegentlichen Skizzen in Familienblättern — nicht immer unter meinem Namen — dja.“

Wieder blickten sich Vater und Tochter an. Seine Chancen stiegen offenbar.

Das fleischige Gesicht des alten Herrn schnitt plötzlich seltsame Grimassen, die man als Ausdrucksmittel von Verlegenheit und Rührung deuten konnte.

„Ich bin nämlich —“ sagte er endlich mit verschämtem Lächeln. „Ich habe nämlich — auch hin und wieder literarisch sozusagen geschafft.“

„Ach nee?“ entfuhr es dem verdugten Lyriker.

„Ja, das heißt, natürlich nicht als Beruf, sondern in meinen Mußestunden. So gewissermaßen zum Privatvergnügen.“

„Es würde mich sehr interessieren, etwas davon zu hören.“

Kentier Schwandtke dachte: „Sieh, er taugt doch was!“ und zog aus seiner Brieftasche einen stark zerknitterten Zeitungsausschnitt hervor.

„Ich habe nämlich ein Buch geschrieben. „Militaria, Geschichten vom Exerzierplatz und aus der

Kaserne'. Hm. Ich kann wohl sagen, es ist nicht schlecht. Es ist wohl besser, als die meisten ähnlichen. Das bestätigt auch diese Rezension, die ich zufällig, ganz zufällig bei mir habe. Sie stammt aus dem 'Greifenhagener Tageblatt'. Ich wohnte damals vor fünf Jahren dort."

In des Lyrikers Innerem drehte sich etwas herum.

Kentier Schwandke strich das Blättchen glatt und las, jedes Wort so energisch betonend, als stünde dahinter je ein Ausrufungszeichen: „Das Buch unseres allverehrten Mitbürgers bringt viel Nachdenkliches, dazu in liebenswürdiger, fesselnder Form und gedankenreich auch nach manch anderer Seite des Lebens. Des Lebens! Ja, völlig aus ihm geschöpft und darum so packend, daß man es immer wieder und wieder liest. Glücklicherweise vermeidet der Verfasser die Klippen auf der Fahrt, sperrt sich wacker gegen Übertreibungen und ist darum gesund von Anfang bis zu Ende. Die Poesie kommt dabei nicht zu kurz, eher im Gegenteil —“

Hier prustete der Zuhörer in sein schon längst hervorgeholtes Taschentuch und tauchte aus dessen Falten erst nach einer Weile mit blaurotem Gesicht auf, sich mit seinem Katarrh entschuldigend.

„Also: . . . eher im Gegenteil. Selten hat uns die Behandlung eines ernstesten Gegenstandes trotz heiterer Parteen so gefallen wie hier, zumal auch das Neckische gut vertreten ist. Wir wünschen dem Buch die denkbar größte und verdiente Verbreitung.“

Der Lyriker neigte wortlos sein Glas seinem Bisavis zu, was dieser als Ergriffenheit deutete und mit gerührtem „Prost, mein Lieber!“ beantwortete.

„Ich sehe schon: Sie passen in unser Haus. Meine Menschenkenntnis täuscht mich nicht. Sie werden unserem Willi ein guter Berater sein und diesen Lummel bald nach Prima bringen — er soll nach Mutters Willen durchaus das Abiturium machen, trotzdem er Leutnant werden soll — Leutnant, so'n Unsinn, nicht? — na, ich bin schon still, Katharinen! Ich meine: über das Honorar werden wir uns schon einigen. Und der ganzen Familie sollen Sie ein wackerer Freund sein, und Sie dürfen uns auch mal was von sich vorlesen. Na, nur nicht schüchtern, mein Lieber! Das Dichten des menschlichen Herzens — haha. Wir wissen doch . . . Wir wissen doch, wir, was? Prosit! . . . Solch einen Menschen wie Sie habe ich schon lange gesucht. Einen, mit dem ich über meine literarischen Pläne — ich habe noch 'ne Masse — ordentlich und sachmännisch reden kann. Vielleicht helfen Sie mir ab und zu, hm? Sie verstehen schon?“

Ob der Lyriker ihn verstand!

Er verstand so gut, daß er beinahe den Humor verloren hätte und von wütendem Ingrimms gegen diesen Spießer gepackt worden wäre, der seines Geistes Feuer brauchte, um seine dumme Mehlsuppe daran zu kochen. Freiheit, du meine wilde Vogelfreiheit, dich soll ich dafür opfern?? Er wurde vor Wut ganz freundlich.

„Ich habe auch bereits eine Anzahl Gedichte geschrieben,“ gestand Fräulein Katharina mit frecher Bescheidenheit. „Und meine Freundinnen meinen alle, daß sie schön sind und Vergleiche nicht zu scheuen brauchen.“

„Ja, Freundinnen sind so!“

Sie stuzte, fuhr dann aber doch fort: „Einmal, im Kriegerverein, wo Papa im Vorstand sitzt, wollte ich schon mal welche vortragen. Aber —“

„Ich verstehe,“ vollendete er furchtbar gemütlich. „Das Herz fiel Ihnen aber in die Hosen, nicht wahr?“

Sie sah ihn erblässend an, schrie „Papa“ und wandte sich errötend ab.

Kentier Schwandtke sah ihn mit bitterem Vorwurf an. „Nein, er taugt doch nichts!“ dachte er. Und diesmal blieb er dabei . . .

Der Lyriker empfahl sich lächelnd, mit einem Hinweis auf die „Glocke“.

Dies konnte er sich nicht verkneifen.

Dann setzte er sich auf die Elektrische und fuhr zu Grau, wo die Freunde sicher über sein tagelanges Fernbleiben grübelten.

Frau Isolde

Wenß Peter Pronitz war wieder in philosophischem Fahrwasser.

„Selbsterhaltungstrieb? Das ist ja der große Fehler, der bei allen Systemen gemacht wird; der Gegenpol wird ganz einfach vergessen. Vergessen und übersehen, wie gewiegte Demagogen die Einwände ihrer Gegner übersehen: sie reden immer ihren Stiefel weiter.“

„Und der Gegenpol ist?“

„Der Selbstzerstörungstrieb! Das ist eine ungeheure moralische Kraft. Wer einmal richtig unglücklich war, weiß, wie sehr es ihn dazu drängt, sich zu zerstören. Wer richtig unglücklich ist, kommt nämlich mit seinen durch das Leiden verfeinerten Instinkten der Natur näher — sehen Sie wohl. Oder denken Sie an Künstler wie Verlaine, Poe, E. T. A. Hoffmann, Grabbe! Sie alle wußten sicherlich, daß der Alkohol ihnen schadete. Aber Grabbe trank den Rum aus Wassergläsern — der Selbstzerstörungstrieb! . . . Haben Sie mal vom Mahdistenkrieg gelesen? Nein? Ich glaube. Es ist keine Damenlektüre. Die Mahdisten also liefen zu Tausenden auf die feuerspeienden, englischen Kanonen los und ließen sich zerfetzen. ‚Fanatismus‘ sagt man, ‚Religion‘. Meinetwegen.“

Aber wer ist die unbewusste und um so stärkere Triebfeder, wieder und wieder?? Es hilft nichts."

Pronitz sagte dies eifrig und hastig. Seine Worte überstürzten und überschlugen sich. Manche brachen dabei den Hals.

Neben ihm ging Frau Isolde Kraag, mit stillem Lächeln zuhörend.

Die Sommersonne schien fröhlich auf den Tegeler See, und der Wind spielte mit dem Schilf am Ufer. Von drüben, von Saatwinkel und Valentinswerder, grüßten die Bäume herüber, deren Zweige im Windhauch auf und nieder schwankten wie große, grüne, züngelnde Flammen.

"Selbstzerstörungstrieb? Ist das nicht dasselbe wie mit dem Jungen, der seine Hände erfrieren ließ: es ist Watern ganz recht: warum kauft er mir keine Handschuhe?"

Pronitz lachte. „Natürlich haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie Lebensphilosophin!"

„Können Sie das Boot sehen?"

Melcher war mit ihrem Mann — Zelewskis mit Lucy in einem anderen Boot — auf den See herausgerudert. Sie selbst war nicht dazu zu bewegen gewesen. „Ich bin ein feiger Hase," sagte sie jedesmal. So war Pronitz zurückgeblieben, um ihr Gesellschaft zu leisten. Denn sie hatte heute Geburtstag und verlangte, besonders berücksichtigt zu werden. . .

Sie sahen beide aufmerksam hinaus, konnten aber nichts entdecken.

„Da hinten am kleinen Kanal liegt ein Boot mit eingezogenen Rudern!"

„Richtig. Jetzt sehe ich ganz deutlich, wie es auf und ab schwankt.“

„Das ist sicher Melcher und Ihr Gatte. Denn Lucy rudert ihre bezahlte Stunde ununterbrochen ab.“

„Das ist auch wohl das einzige, was dabei Vergnügen macht. Warum sie nur still liegen?“

Wie schön war ihre Stimme! Alles bekam tiefen, schönen Inhalt, was sie sprach. Auch das Banalste. Es tat gut, die Augen zu schließen und nur den weichen, streichelnden Zauber dieser Stimme zu genießen.

Da er aber doch etwas sagen mußte, sagte er bissig: „Vielleicht braucht ihn Ihr Gatte zu seinen statistischen Tabellen: vielleicht braucht er Angaben über den Einfluß impressionistischer Malerei auf Geistesfranke und Tuberkulöse?“

„Sind Sie auch unter die Spötter gegangen?“

Sie drohte ihm mit dem Finger und lachte leise. Und dies Lachen war wie eine Fortsetzung ihres Sprechens — wie ein letztes Tropfenrieseln . . .

Pronitz erzählte von der Tour, die er vorher mit Lucy, Melcher und den Zelewski nach Heiligensee gemacht hatte und der Rückfahrt auf dem alten Dampfer, der trotz des Alltags vollgestopft war.

Neben ihm hatte ein dickes Mädchen gesessen, das mit einem furchtbaren Parfüm durchtränkt war — Vor ihm Kinder, die mit Bosheit und Beharrlichkeit Kuchenkrümel auf seinen Anzug streuten, der sein bester war. Hinter ihm ein junges Ehepaar. Er schimpfte ab und zu, daß es auf diesem Jammerdampfer kein Bier gäbe. Sie sprach, sobald er schwieg, ununterbrochen. „Ich habe mit stenographiert, hören

Sie: „Wollen wir nicht wieder vornsitzen, wo wir saßen, als wir zu Tante Emilie fuhren? Weißte noch? Ach geh, ihr Männer seid so undankbar. Vergessen hast du's natürlich. Mit dem Hausbesitzerverein? Das war doch ein andermal. Nee, über dir aber auch! . . . Nicht! Du brauchst gar nicht zu knutschen! Wer den Tag seiner heimlichen Verlobung vergißt, verdient das gar nicht . . . Du, von dem Wasser möcht ich keinen Kaffee machen, pfui Deibel, sieh mal, wie's aussieht: ganz grün . . . Ist das die neue Anlegestelle? Schon wieder ein neues Restaurant. Natürlich zum Schwoofen. Emil, weißte noch? Damals? Im Eierhäuschen? Ach geh, du weißt auch gar nicht mehr . . . Ach, 'n Schlepddampfer! Ob der noch mehr ziehen kann? Junge, Junge. Nee, denn reißt er, was? Ich meine: der Strick. Ach nee, es ist doch zu schön in der Natur! . . . Damit hatte sie recht: es war zu schön: ihre kleine Seele, die zwischen schmutzigen, himmelhohen Hofmauern in einer lärmerfüllten Mietzkaserne wohl noch mehr zusammengeschrumpft war, war der Schönheit von Tegelort nicht gewachsen. Zelewski wollte übrigens dazwischenfahren und sich energisch Ruhe ausbitten. Wir haben ihn mühsam beruhigt.“

„Ist er denn so?“

„O, Zacharias Zelewski kann zornig werden wie ein Berserker!“

Darüber lachten sie beide.

Ein Dampfer kam vorübergefahren. Weiß und majestätisch kam er angerauscht wie eine Balldame. Der Rauch zerflatterte im Winde wie Spitzen.

Frau Isolde zog ihr Taschentuch und winkte zum Dampfer herüber und war stolz und selig, als der Gruß vielhundertfach von dort erwidert wurde. Sie lachte wie ein Kind.

„Wenn das mein Mann sähe!“

Wie schön sie ist — dachte er. Liegt in ihren Augen nicht der ganze Sommertag? Träumt darin nicht der Wald und der See und die Heide und die Wiesen und Kornfelder mit ihren aufschießenden Saaten, mit den Zyanen und Glockenblumen und Margueriten und zarten Wicken? . . .

Sie brach errötend ab und biß sich auf ihren kleinen Finger wie ein ertapptes Schulmädel. Diese Bewegung war so duftig-naiv, so köstlich-echt.

Er wußte gar nicht, was er erwidern sollte. Er war schüchtern geworden wie ein Sekundaner. Banales mochte er nicht vorbringen. Aber dann lag die Gefahr vor, daß er es mit der Philosophie bekam, wie vorhin mit dem Selbstzerstörungstrieb. War es nicht lächerlich, dieser feinen, schlanken Frau diese dicken Zentnergewichte des Denkens zuzuerwerfen? Wie plump war man doch als Mann!

Und er, der als Frauenkenner unter den Freunden galt! Oder war er wieder nicht Herr seiner selbst? Dann können freilich die merkwürdigsten Dinge passieren. Sicher haben Demosthenes und Mirabeau beim Werben um die geliebte Frau das Dümme vorgebracht, das irgendwo aufzutreiben war.

Wie in höflicher Abwehr seiner geheimen Gedanken fragte sie plötzlich nach Lucy. Sie nannte sie seine „Braut“.

Sie hatte überhaupt so seltsame Ausdrücke mitunter. Forciert-Bürgerlich. Es hieß, daß ihr Lebensgang bißchen abenteuerlich verlaufen sei. Genau es wußte keiner. Aber sicher hing es damit zusammen.

„Ich möchte mich mit ihrer Braut näher befreunden. Sagen Sie nur, wie ich das machen soll.“

„Liegt Ihnen viel daran?“

Sie stuzte.

„Warum sollte mir nicht?“

„Ich dachte nur: weil Sie sie doch so wenig kennen.“

Einen Augenblick sah sie ihn prüfend an.

„Ich glaube, wir müssen umkehren. Unsere Ruderer werden schon zurück sein. Erzählen Sie mir was von Ihrem Renaissance-drama. Sie schreiben daran, nicht wahr?“

„Ja.“

„Wie heißt es denn?“

„Isotta.“

„Komisch.“

„Wieso komisch.“

„Der Name klingt beinahe wie meiner!“

Danach schwiegen sie . . .

In den Vorgärten, die sie auf dem Weg zum Bootplatz durchschritten, war es wärmer wie draußen im Freien. Der Wind kam hier nicht her. Die Männer saßen in Hemdärmeln, und ihre Strohhüte lagen wie große Butterblumen auf dem Tisch neben den Weißbiergläsern.

Eine Schar halbwüchsiger Mädels — wohl eine Schulklasse auf dem Ausflug — saß an einem langen

Eisch und schwagte, sicherte und trank mit großen, gierigen Zügen die Milch, die in hohen, schmalen, nicht ganz sauberen Gläsern vor ihnen stand. Ein altes hageres Fräulein, auf deren blankem Nasenrücken ein Kneifer balancierte, sah mit freundlichem Lächeln auf ihre Herde. Ab und zu machte sie ein „Pffst“! wenn der Übermut zu hoch stieg und der Lärm zu groß wurde und die Nachbarn sich umblickten.

Lucy eilte ihnen entgegen.

Sie war hochrot. Wie eine Päonie. Ihr Hut war schief, und ihr dunkles Haar hing in tausend Löckchen wild herum. Schon von weitem rief sie ihm zu: „Ich habe die ganze Zeit über allein gerudert. Nun habe ich aber auch Blasen an den Fingern. Kuck mal!“

Während Isolde Kraaz lächelnd weiterging, küßte Jens Peter galant die dargereichte Hand und sagte: „Hast du dich auch nicht überanstrengt, Liebste?“

Und als sie sich zärtlich in seinen Arm legte, sagte er wieder: „Liebste“ zu ihr. In demselben zärtlichen Ton wie vorhin. Wie einst . . .

Aber — so hübsch sie auch gerade jetzt war — er war sich klar bewußt, daß es nur ein Gewohnheitslaut war. „Das Herz war nicht dabei.“ Er schauspielerte.

Seine Blicke schweiften vor sich, wo Frau Isolde ging —

Am Anlegeplatz bemerkten sie einen kleinen Auf-
lauf und zu ihrem Schrecken Martin Melcher als
Mittelpunkt.

Er hielt einen kleinen, dicken, schimpfenden Herrn am Arm fest und brüllte ihn an: „Schämen Sie sich, ein Kind zu schlagen!“

„Das geht Sie gar nichts an,“ gellte der Dicke.

„Es gibt Tierschutzvereine — und Menschen soll man mißhandeln lassen? Wenn Sie mir nicht versprechen, das nie wieder zu tun, drehe ich Ihnen das Genick ab.“

„Polizei!!!“

„Die werd' ich selber suchen. Wenn ich noch einmal höre, daß Sie — Sie Rollmops, ein Kind schlagen — — äh, Gefindel!“ Damit gab er dem Gegner einen Stoß, daß er in die angesammelte Menschenmenge rollte und dort spurlos verschwand. Wahrscheinlich hatte er nirgends Gegenliebe gefunden.

„Was war denn los?“ fragte Frau Isolde erstaunt.

Melcher trocknete sich die Stirne. „Er schlug ein fünfjähriges Kind. — Und ich — ihn. Voilà tout. Man sollte sich gar nicht in solche Sachen einmischen. Eiselei!“

„Nein. Das war schön von Ihnen.“

Sie reichte ihm die Hand.

„Ach Unsinn,“ knurrte er. Sah sie aber glücklich an.

Frau Amanda sah strahlend auf ihn.

„Er ist ein Held!“ Dr. Ferdinand Kraag begleitete jedes Wort mit einem kurzen heftigen Nicken. „Ein Held, Isolde! Ein Sankt Georg, der den Schwachen beisteht!“

„Ja, Ja,“ sagte Isolde ungeduldig. „Wir wollen

aber nach Hause. Die anderen Herrschaften sind sicher schon da."

"Wer kommt eigentlich noch alles?"

"O, eine ganze Menge ist eingeladen. Wer kommt, kann ich Ihnen aber erst abends sagen. Herr Fresenius und Herr Marcuse, der Kunstwissenschaftler, haben zugesagt."

"Der Lyriker kommt bestimmt."

"Na also."

Als sie in der stillen Straße waren, in der die Villa Kraag lag, wollte der Doktor plötzlich einen Kuß von seiner Frau.

Aber sie sträubte sich.

"Manu?" sagte er verwundert. "Du genierst dich wohl?" Und da er zufällig den Maler neben sich sah: "Denken Sie dran, Melcher! Heiraten Sie nicht! Der Mann ist bloß immer der Fakke."

"Ach, sei doch still!" Seine Frau war böse.

"Sehn Sie? Sehn Sie wohl? Na, ich bin auch schon ganz still." Nach einer Weile fing er wieder an: "Bin ich nun still genug?"

Alle lachten. Lucy am meisten.

Martin Melcher blieb hinter den anderen zurück.

Er blickte nach Isolde.

Sie trug ein violettees Kleid. Mit einem Stich ins Rötliche oder eher: in Orange. Von dem Schimmer welkenden Weinlaubs. Es spannte sich fest um ihre Hüften.

„Combien je l'aime . . .“

Leo Fresenius hatte mit dem Lyriker das gemeinsame Geschick, zwei elektrische Bahnen an der Charlottenstraße vollbesetzt nach Tegel abfahren zu sehen.

Sie beschloßen, den Vorortzug vom Stettiner Bahnhof zu benutzen.

Auf dem Weg dorthin und später im Coupé sprach Fresenius eigentlich nur von der schönen Frau. Der Lyriker hatte mit einer Frage nach ihr das Thema angerührt, und Fresenius war in seinem Element. Er wußte nicht, daß der junge Mann sie schon flüchtig kannte, und spielte mit innerer Befriedigung die Rolle des Protektors, der den Novizen in unbekanntes Land führt. Er liebte so etwas.

„Sie werden erstaunt sein. Einfach verblüfft, enthusiastisiert. Ein Weib, sage ich Ihnen, ein Weib —!“ Ihm lief anscheinend das Wasser im Munde zusammen. „Sie wissen schon, was ich meine, nicht wahr?“

Eine Weile suchte er nach einem passenden Vergleich aus der Welt des Zuhörers. Aber da er keinen fand, griff er in ein ihm bekannteres Gebiet und sagte mit Faunlächeln: „Wie aus dem Dekameron. Sie kennen ihn doch? Wenn Sie ihn nicht besitzen,

müssen Sie sich ihn unbedingt anschaffen. Ich vermittele es gern. Ja, wie aus dem Dekameron."

„Und er?"

„Er?"

„Ja, der Doktor."

„Auch wie von Baccaccio! Sie passen in dieser Beziehung famos zusammen. Stil! . . . Über seinen Dokortitel bin ich übrigens nicht ganz klar. Muß ihm mal auf den Zahn fühlen. Ich würde ihm übrigens nicht mal meine Hauskage anvertrauen. Aber Geld hat er. Wie Mist. Wie Mist. Sonst hätte er ja auch in unserem Kreise keine Berechtigung.

Sie hat übrigens eine Vergangenheit, mein Lieber! Nicht bloß so 'ne Vergangenheit, wie sie jede Dame hat, wo zwölf auf ein Duzend gehen. Sondern 'ne richtige. Sie war —" (hier dämpfte er seine Stimme zum Flüstern herab) „— Chansonette! Na, was sagen Sie nun?"

Der Lyriker sagte nichts. Denn er wußte es schon lange.

„Er heiratete sie gerade weg von der Bühne. Höchst anständig, was? Sie hatte damals ein entzückendes Figürchen. Ich sah sie mal als Italienerbuben: braunes Jackett, dunkle Samthöschen und schwarze Strümpfe. In diesen Höschen hat sie ihn bezaubert: die Büchse der Pandora — au! Aber alles, was recht ist, sie hat sich als Chansonette so anständig gehalten, wie man das bei diesem ehrbaren Beruf halt kann. Und auch jetzt kann ihr der Neid nichts nachsagen. Aber ich traue dem Frieden nicht. Was meinen Sie? . . . Er, der Auserwählte, meint es

jedenfalls. Er ist enorm eifersüchtig. Bringt sie deshalb auch niemals mit. Und aus diesem Grund wohnen sie auch wohl in diesem schönen, aber unzugänglichsten aller berliner Vororte . . . So, Gott sei Dank, da wären wir!"

Als sie an der Villa anlangten, die dicht am Wald lag, saß die ganze übrige Gesellschaft im Vorgarten.

Martin Melcher stimmte eben eine Laute ab. Eine Laute an einem langen blau seidnen Bande. Sie gehörte der Hausfrau. Fresenius erfragte es und zwinkerte dem Lyriker zu.

Die Herren gingen nach oben — auf des Doktors Aufforderung hin. Seine Frau folgte, um nach dem Essen zu sehen.

Inzwischen trank man ein Glas Sherry, den Kraag als das bekömmlichste Getränk anpries.

„Namentlich, wenn man Kaviarbrötchen dazu ißt," bemerkte Fresenius ungeniert.

„Gewiß, gewiß," bestätigte der Doktor. Er hatte nicht verstanden.

Aus dem Winkel des Ecksofas her duftete die Capstan-Zigarette von Julius Marcuse. Er war Kunstwissenschaftler und hatte sich an den Kreis seit dem Vortrag der Renaissance-Verse angeschlossen. Es war das Einzige, was ihn an jenem Vortragsabend interessiert hatte, — wie Renaissance überhaupt das Einzige war, was ihn interessierte. Und seit Pronig ihm von seinem Renaissancedrama „Isotta" gesprochen, an dem er schrieb, hatte er ihn mit Beschlag belegt.

Proniz hörte ihm gerne zu. Denn der kleine, unglaublich häßliche Jude war ein Meister des Stils. Seine Abhandlungen verwandelten sich in formvollendete, feingeschliffene Kostbarkeiten, in denen sich die wilden, roten Zeiten der Renaissance, die matten, violetten des Rokoko, die luftleeren, umgoldeten des Trecento konzentrierten und schimmernde Reflexe entsandten.

Jetzt drehte er gerade an seinem schwarzen Knebelbärtchen und sprach langsam und laut, als stände er auf dem Katheder: „Renaissance, mein Lieber, das ist eine Sache, an der man sich noch als Nachgeborener die Finger verbrennt. Kennen wir denn die Renaissance überhaupt? Doch nur auf Umwegen! Aus einer Übersetzung, sozusagen. Schon das Wort ist eine Übersetzung: warum gebrauchen wir nicht ein italienisches Wort für eine italienische Sache?? . . . Da haben wir gleich den Kardinalfehler: wir sehen alles durch die französische Brille. Wir sehen lauter Hugo'sche Dramen, voll Pathos und Perlen und heimlicher Hinrichtungen. Wenn man die Sache studiert, ist sie herzlich durchschnittlich. Die Menschen sind dumm und roh und mordslangweilig. Was gibt's denn an Literatur im Quattrocento?? . . . Nur paar sind interessant. Aber die lohnen freilich ein Lebensstudium.“

Er lehnte sich zurück und sah in die Luft. In den Zimmerwinkel am Ofen. Als zögen dort die „paar interessanten“ Renaissancemenschen vorbei.

„Cesare Borgia, der ‚rè d'Italia‘, war einer. Denken Sie nur, wie wenig, wie lächerlich wenig die Frau für diesen universellen Menschen bedeutet. Wir

Modernen staunen . . . Sein Vater — Papst Alexander — war immerhin sentimental genug, sich zwanzig Jahre lang von der Banozza fesseln zu lassen. (Da erst löste Julia Farnese sie ab, die Schwester des Tanzkardinals, des späteren Papstes Paul III.)

In Cesares fieberndem Leben hat das Weib nie mehr als eine Augenblicksrolle. Und kaum die. Ob er der Geliebte seiner Schwester Lucrezia war, ist nicht erwiesen und auch herzlich gleichgültig. Aber man denke an die Orgien am päpstlichen Hofe. An das eroberte Kapua, wo er unter den in der Burg zusammengeschlüchteten Frauen seine Wahl trifft und aus den vierzig Schönsten seinen Harem ergänzen läßt. Oder an seine Stellung zu seiner Frau, der Charlotte d'Albret: uns ist der Brief erhalten, in dem er mit seinem Vater mit schmutzigem Lächeln das Intimste ihres Zusammenseins bespricht.

Aber er kann mehr als das. Er kann wundervoll hassen! In Sinigaglia läßt er seine besten Condottieri abschlachten. Mit dem Degen in der Faust verfolgt er den spanischen Erzbischof und durchsticht ihn am Sessel Alexanders, daß das Blut den Papst bespritzt. Er läßt seine Gefangenen wie ein vereidigter spanischer Inquisitor foltern und martern. Er bricht mit seinem Feldhauptmann Michelotto in das Zimmer des genesenden Alfonso und läßt ihn dort in Gegenwart der Frau erwürgen. Er mißgönnt dem Feinde jeden Atemzug und vergiftet nie den finsternen Borgia-Spruch: Nur die Toten kehren nicht wieder!

Aber er kann mehr als töten! Pinturicchio malt

seine Säle aus; Humanisten widmen ihm Werke; er kauft Michelangelo's 'Cupido', den er richtig taxiert. (Kardinal Riario Sforza hält das Werk für eine Antike.) Lionardo da Vinci ist sein Festungsingenieur. Er schreibt griechische Verse und spielt die Laute wie ein Meister.

Macchiavell, der feinste Kopf der Renaissance, schätzt ihn, den *gran conoscitore della occasione*, und webt die ewige Gloriette um sein Haupt, das den großen Königsgedanken hatte: die Einigung Italiens!

Wäre sein Traum Gestalt geworden, wie anders sähe Europas Geschichte aus! Es hätte keine kirchliche Inquisition, keinen dreißigjährigen Krieg, keine Vorherrschaft Frankreichs gegeben. Und die deutsche Reformation wäre überflüssig geworden.

Um die Zeit, deren Kind er war, zu verstehen, vergesse man nicht, daß der Mönch Savonarola dem Papst zum Tod seines ältesten Sohnes ein schwärmerisches Kondolenzschreiben schickte!

Savonarola . . . Auch so ein Name voll elektrischer Spannung! Was hat man nicht alles in ihm gesehen! Einen Prediger des Ragenjammers der Renaissance-Trunkenheit — einen Demokraten großen Kalibers. Diese Deutungen verkennen seine Grundlagen: er war eine Herrschernatur!

Darum rebelliert er gegen die vornehme Souveränität Lorenzos gleichermaßen wie gegen die brutale Despotie Pieros. Darum der Entwurf seiner fast kommunistischen Verfassung. Und denken Sie an die Energie, mit der er an dem soliden Prachtbau seiner Epoche rüttelt und ihn in Trümmer verwandelt!

Wie hätte das Einer leisten können, der nicht Wille zum Leben hatte, der nicht mehr war als ein keifender Mönch!

Er wollte Florenz für sich! Und hätte es bewacht und behütet wie nur je ein eifersüchtiger Liebhaber . . . Er wußte, daß es absonderlicher Listen bedurfte, um die Vielumworbene zu erobern.

Denken Sie nur an den Überschwang des Lebens damals! Es ist die Zeit, wo Tore und Häuser befränzt wurden, wenn eines Meisters Bronzeguß fertig war, und wo Kirchenfürsten sich Harems hielten. Mit einem Kernwort: papriziertes Hellas. — Und diese Zeit zwingt Savonarola.

Er zwingt sie durch das Gegensätzliche: er schimpft in maßlosen, gallebitteren Invektiven, wo die Rhetoriker näselten und flöteten. Er rast, wütet, bligt, donnert, wo sonst die anderen flüstern. Er ist Dynamit, wo sonst nur Feuerwerk ist.

Das war was für den Hofpöbel an Lorenzo's Hof! Das verblüffte und interessierte sie. Und wie's überall geschieht, wo von des Gedankens Blässe angefränkelte Naturen einer soliden Energie gegenüberstehen: sie wurden Jünger, Anhänger. Ein ganz einfaches Rezept, meine Herren.

Diese Energie war so stark, daß sie noch nach seinem Tode nachwirkte. Rafael malte ihn zehn Jahre nach seinem Tode in der ‚Disputa‘ in den Stanzen des Vatikan! Die Stelle, wo sein Scheiterhaufen stand, wurde jahrhundertlang vom Volk mit Blumen geschmückt. Und der Historie Ironie will es, daß die Mittel, die ihm zum Zweck gerade recht waren, am

tiefften nachwirkten: daß die Künstler sein Asketentum so bitterernst nahmen, daß sie sich der Erdenschönheit schämten! Botticelli, Fra Bartolomeo, Lorenzo di Credi wurden Anachoreten. Pinsel und Meißel waren nur da, um Heiligenlegenden und biblische Mären zu verbildlichen. Bis im Norden eine rauschende Farbensymphonie vernehmbar ward. Bis Tizian kam!"

Er blickte zu der kleinen Reproduktion von Tizians „Verführung zur Liebe“ empor, unter der in Goldlettern der alte dumme Titel: „Himmliche und irdische Liebe“ stand. Sein Knebelbärtchen schien sich zu sträuben. Er lächelte listig.

„Das Buch ‚Tizian‘ muß noch geschrieben werden. Aber ich werde mich hüten. Es würde konfisziert werden. Casanova war ein Stümper dagegen, ein fades Lebemännchen aus Europa W.“

In dieser Eigenschaft nimmt er unter Ihren Renaissance-Größen eine ganz eigene Stellung ein. Der Lyriker deutete es neulich in seinen Versen nur an. Denken Sie mal nach. Michelangelo, bei dem alles kondensierte Leidenschaft ist, schreibt schluchzende verzweifelte Briefe an einen jungen, unbedeutenden Menschen. Uns ergreift Scham für ihn. — Rafael, der Gentleman und Höfling, genoß schweigend. So diskret, daß er einer närrischen Zeit als körperlos galt. Und wir wissen doch, daß er von Verwandten verlobt wurde, damit seine Debauchen ihm nicht über den Kopf wuchsen. — Den Lionardo reizt das Geistige, Unweibliche im Weibe. Die krause Linie, der Köffelsprung, den man erraten möchte. Siehe

Monna Lisa. — Andrea del Sarto ist als schmachtender Liebhaber und betrogener Gatte eine ein bißchen komische Erscheinung. — Correggio ist weiter nichts als ein Philister, in seiner behaglichen Ehe mit Gironima Merlini.

Tizians Liebesleben hat etwas Goethesches. Nur: daß er nie seine Köchin geheiratet hätte . . . Kalt, berechnend und doch gern dem süßen Schauer des Blutes untertan. Sehen Sie nur den Blick seiner Venus da oben! Mit souveränem Lächeln nimmt er die Kränzlein vom Haupt der Venezianerinnen, immer rechtzeitig ein Ende machend. Ein echter ‚Lebemann‘ — auf alle Fälle der ästhetisch wertvollste, den wir kennen.

Er hätte sich ja auch gar nicht im Irrgarten der Amouren verirren dürfen. Wie hätte er sonst diese gewaltige Lebensarbeit leisten können! Neunzig Jahre alt, malt er noch die grandiose ‚Verkündigung‘ in San Salvatore in Benedig.

Mit neunundneunzig Jahren stirbt er. Und auch da ist es kein Erlöschen der Kraft, sondern ein Zufall: die Pest, die Benedig durchrast, erwürgt auch ihn . . . Ich habe mich manchmal gefragt, ob er nicht heute noch lebte, wenn ihn nicht die tückische, wahllos vergiftende Seuche erfaßt hätte . . . Ja, es gibt Übermenschen, was unsere Herren Reporter auch spötteln mögen. Machen Sie's nach, meine Herren!"

Wieder flog sein Lächeln über sein Gesicht: verschlagen, witzig, aggressiv, überlegen, so überlegen, daß es fast schon wieder umbog und gutmütig wurde. Wie Tizian und Aretino sich angelächelt haben mögen.

Amanda Zelewski war mit Lucy im Borgarten geblieben.

Als sie endlich nach oben kamen, begegnete ihnen auf der Treppe ein kleines, strohblondes, sehr dumm dreinschauendes Mädchen.

Der eine Zopf hing ihr in langen Strähnen herunter. Frau Amanda machte sich sofort an sie heran und flocht ihn ihr, leise lächelnd. Als sie fertig war, küßte sie die Kleine, die ihr verwundert nachsah.

„Du wärst wie geschaffen zur Mutter,“ sagte Lucy in einem ihrer plötzlichen Einfälle. „Warum bist du's nicht, so gesund wie du bist?“ Ihr Blick überflog die gesunde und festgefügte Gestalt der Freundin.

Amanda sah sie erschrocken an. „Ein Kind? Um Gottes willen? Wenn ein Kind bei uns käme, was wäre das für ein Elend, ein Elend! Wie sollte ich dann wohl arbeiten können?“

Lucy folgte ihr kopfschüttelnd in das Zimmer zu den anderen.

Sie hatte das unklare, erbitternde Gefühl, daß dieser Frau etwas Unrechtes geschähe, und sie flüsterte ihr erregt zu: „Warum hast du ihn denn geheiratet? Du stehst doch wirklich besser allein da! Laß ihn doch!“

Ein tiefes mütterliches Lächeln ging da über das Gesicht der jungen Frau. „Ihn lassen? Er braucht mich doch!!“ Und nach einer kleinen Pause: „Es ist doch auch etwas, Frau zu sein. Man ist doch was! Ich wünsche es dir auch so sehr.“

Lucy zuckte die Achseln.

„Ich werde mal mit Jens Peter reden. Soll ich?“

„Es nützt nichts. Laß nur!“

„Er ist aber doch im Grunde ein guter Kerl.“

„Na, du wirst ja sehn.“

Pronitz sprach mit Frau Isolde, als Amanda ihn anredete. Es ging nicht anders — er folgte ihr in einen Fensterwinkel.

„Ich habe nämlich eine Gewissensfrage an Sie zu richten. Wie stehen Sie zu Lucy? Ich meine: wann heiraten Sie?“

Er antwortete lächelnd: „Übers Jahr!“

Sie konnte nicht weiter in ihn dringen. Denn Martin Melcher hatte die Laute gestimmt und sang das Lied von dem „Bouquet de deux sous“. Alle grupperten sich um ihn und summten den Refrain mit.

„Cher petit bouquet de deux sous

Qu'à notre premier rendez-vous

Ma tendre amante

M'offrit, avec un regard doux,

En me disant: ‚Il est pour vous.‘

Toute tremblante . . .“

Konnte er eigentlich Lucy heiraten? Er hatte nie darüber nachgedacht. Jetzt, wo sich die Forderung leibhaftig vor ihn hinstellte, sah er ihr prüfend ins Gesicht und verneinte sie reslos.

Er hatte mit Lucy nichts gemeinsam als den Kausch einiger Stunden.

Und selbst daran mochte er sich kaum erinnern. Es war nicht der Kausch gewesen, der zu den Sternen emporträgt; nein, der andere, der einen taumeln läßt und das Hirn verklebt: es war wohl, bei Licht

befehen, nur ein Sich-Betrinken gewesen, kein Sich-Berauschen. Er war damals der Gefahr des Einsamsten unterlegen. Heute wußte er das.

„. . . Cher petit bouquet de deux sous,
Ah! pourquoi me rappelez-vous
Son existence?
Elle est absente au rendez-vous;
Maintenant je pleure sur vous
Son inconstance! . . .“

Hatte er sich Vorwürfe zu machen? Hatte er ein häßlich Spiel mit ihr getrieben? Nein. Sie war ja kein Kind. Sie war ein Jahr älter als er und — o — mit allen Wassern der Großstadt gewaschen.

Und wieviel er ihr gegeben hatte! Er hatte den ehelichen Versuch gemacht, ein leer, in geraden Linien dastehendes Gestell mit Ton zu verkleiden und eine schöne menschliche Erscheinung daraus zu schaffen.]

Nein, er war nichts schuldig.

Und lockte dort in der Ferne nicht ein fremdes schönes Gesicht? . . . Wie köstlich Frau Isolde heute war!

Das würde nun immer, immer so sein. Der Weg seines Herzens ohne Ende . . .

Das war sein Glück und sein Leid gleichermaßen . . .

Dadurch gewann er tausend Seligkeiten und Hoffnungen, und tausend Speere rannten sich in seine Brust . . .

Würde einer darunter tödlich sein?

„ . . . Chers petits bouquets de deux sous,
 D'elle, pourquoi me parlez-vous?
 Douleur suprême!
 Vous réveillez mon coeur jaloux;
 Je ne puis vous cacher, à vous,
 Combien je l'aime . . .“

— — — — —
 Bah, einmal mußte es kommen. Aber bis da-
 hin, Jens Peter —

Es war totenstill im Zimmer.

Der Lyriker rief zu Melcher herüber: „Schläfst
 du ein?“

„Ja, spielen Sie doch weiter,“ bat Frau Amanda,
 die nichts vom Text verstand. „Es ist so schön und
 es geht gewiß noch weiter.“

„ . . . Chers petits bouquets de deux sous,
 A votre langage si doux,
 On s'habitué.
 Pourtant, ô perfides joujoux,
 Sous vos attraits que cachez-vous?
 L'amour qui tue!! . . .“

Alle flatschten.

„Herr Melcher scheint verliebt zu sein,“ sagte die
 schöne Frau neckend. Und einen Augenblick flammte
 ihr Blick zu ihm hinüber.

Er errötete und machte sich an der Laute zu
 schaffen.

„Immer dies schmalzige Zeug,“ grunzte Zelewski.
 „Spiel doch mal das vom Herrn Sergeanten, der in
 das Kämmerlein stieg!“

Seine Frau sang halblaut den Refrain: „Es

wird auch wohl beim Küssen — Nicht immer geblieben sein — — —“

„Nein,“ sagte Lucy mit herausforderndem Lachen. „Dabei wird's nicht geblieben sein.“

Pronis zuckte zusammen. Er hätte sie schlagen mögen. Zelewski und Fresenius lachten.

Melcher war durch das dunkle Nebenzimmer auf den Balkon gegangen und sog den Kiefernduft in tiefen Zügen ein. Der Wald stand schwarz und schwer. Voll tiefer Geheimnisse.

Lachte dort im Zimmer nicht Isolde?? Raschelte dort nicht ihr Kleid?? Nein. Es war nichts.

Sein Blut war heiß und quälte ihn.

Er ließ sich auf dem niedren Hocker nieder und stöhnte.

Warum hatte er das Lied gespielt, vor ihr gesungen? Am liebsten hätte er sich über die Brüstung geschwungen und wäre auf und davon gerannt in den Wald hinein, in die Heide —

Plötzlich ging die Türe nebenan, und das Licht wurde angeknipst. Eine Flamme.

Er stand auf.

Frau Isolde Kraak ging auf das offene Fenster zu, nicht nach der Balkontüre.

„Hier findet man Sie?“

Der helle Fensterrahmen stand wundervoll zu ihrem Gewand.

Er starrte sie an und sprach etwas.

Aber seine Worte wurden leiser und unverständlich.

Er trat näher, um die Arme nach ihr auszustrecken.

Da tönten von drinnen Schritte.

Fresenius kam mit großer Grandezza auf die Hausfrau zu und behauptete, er hätte eben gewettet, daß er die Hausfrau als Tischdame bekäme. Seine Frau, die ein weiblicher Othello sei, könne heute nicht gefährlich sein, da sie durch holde Abwesenheit glänze.

Frau Isolde lachte.

„Da haben Sie aber die Wette verloren, Herr Fresenius, so leid es mir tut. Aber ich habe eben Herrn Melcher diese zweifelhafte Ehre zuerteilt.“

Martin Melcher trat ins Zimmer und bot ihr den Arm.

Ein Sommertag in der Provence

Als Proniz am Mittag des nächsten Tages zu seiner Wohnung empor stieg, begegnete er Fräulein Katharina Eysler.

Sie war eine ebenso unbegabte wie fleißige Zeichnerin, die oben im vierten Stock hauste. Proniz hatte sie auf einem Atelierfest bei Melcher kennen gelernt.

Ihr runder, à la Botticelli gescheitelter Kopf leuchtete ordentlich im Dämmerlicht des Treppensflurs. Sie lächelte ihn an. Es war ein feines ‚diskretes‘ mütterliches Lächeln, das ihr verblühtes Altjüngferngesicht verklärte. Es war wohl eher das Lächeln einer Stiefmutter — nicht einer, wie sie, von eifersüchtigen Müttern erfunden, in den dummen Kinderbüchern stehen, sondern einer feinen ernststen klugen Frau, die sich den anvertrauten Kindern zu nähern sucht, ganz vorsichtig, um sie nicht zu überraschen und mißtrauisch zu machen. Also, sie lächelte ihn an.

„Schon gespeist?“ fragte er.

„O ja. Und zwar fein!“ Sie lachte. „Rührei mit Speck! Selbstgemacht.“

Sie stand so zögernd und wartend, daß er nicht mit leichtem Wort weiter gehen mochte. Schließlich war sie ein Mensch, mit dem es sich plaudern ließ. Aber was nur, was?

Sie kam ihm zu Hilfe. „Hat Herr Melcher etwas eingeschickt?“

„Zur Ausstellung? Ich glaube nicht. Er kämpft überhaupt nur noch mit Problemen.“

„Das ist das Schlimmste, was einem Maler passieren kann.“

„Nur einem Maler?“ fragte er lächelnd. „Sind die Poeten robuster?“

„Robuster nicht! Aber die können auch daraus noch Gestaltungsmöglichkeiten schöpfen.“

„Gestaltungsmöglichkeiten? Ein feines Wort, Donnerwetter!“

„Ja, es ist dumm,“ sagte sie errötend. „Aber ich finde nicht immer den richtigen Ausdruck. Man müßte ihm helfen.“

„Helfen? Wem?“

„Herrn Melcher!“ Sie sah ihn etwas vorwurfsvoll an. Hatte er den Freund schon wieder vergessen?

Er lachte. „Das lassen Sie nur! Der hilft sich allein! Er ist aus festem Holz geschnitzt . . . Aber wie ist mir, malten Sie nicht etwas? Neulich, als wir die ‚Große‘ besuchten, erwähnten Sie doch etwas?“

Sie war ganz glücklich, daß er das behalten hatte. „Wollen Sie es sich vielleicht ansehen?“

„Wenn man darf —“

„Sie dürfen.“ Wieder war das Gesicht in ein eigentlich unmögliches Rot getaucht.

Sie stürmte eifrig voran. So eifrig, daß sie auf ihren Rock trat und beinahe heruntergefallen wäre.

„O Gott, bin ich ungeschickt!“

Das Bild stand auf einer mannshohen, sehr sauberen Staffelei, der man es ansah, daß sie wenig in Gebrauch war.

Sie zog die Gardine etwas beiseite und rückte an der Staffelei, damit das Bild besseres Licht bekäme.

Aber es half nichts. Es war scheußlich.

Pronig war ehrlich entsetzt; aber er wußte, daß ihre treuen Hundeaugen auf ihm ruhten und nahm sich zusammen.

„Hm,“ sagte er nur.

Man sah der Landschaft, die ein „Sommertag in der Provence“ sein sollte, das Konstruierte von weitem an. In unwahrscheinlicher, peinlich wirkender Detaillierung tanzten da sehr bunte Leute, indes andere sehr schwarze Weintrauben sammelten.

„Sie waren mal in der Provence, Sie Glückliche? Im Land Daudets, Bertrand de Born's und der Mireio?“ So konnte er ablenken.

„Nein. Leider, nie.“

„So?“

„Alles ist nach Ansichtskarten gemalt. Eine Schwester meiner Freundin schickte sie mir.“

Pronig setzte sich erschreckt auf einen Stuhl.

Das Licht im Zimmer war gedämpft, trotz des herrlichen Sonnenscheins draußen. Denn die Quermauern des Hinterhauses schoben sich groß und breit vor die Sonne. Bei bewölktem Himmel konnte hier nur ein Halbdunkel herrschen. Und hier, hier erlaubte sich dies Malweib, die sonnendurchglutete Provence zu malen, die Provence, wo alles Klang, Licht,

Farbe war, die Provence, bei deren Namen wir schon die Augen schließen, weil sie der Sonnenglast blendet. Und nach Ansichtskarten —

Nein. Es ging nicht. Er konnte nicht lügen und loben.

„Es ist natürlich noch nicht fertig.“ Sie sah ganz so drein, als ob sie ein schlechtes Gewissen hatte.

„Na, wenn es fertig ist, mehr darüber!“ Er drückte ihr die Hand, wie um für einen gehabten Genuß zu danken, und unterdrückte energisch den Satz: „Daß es nicht fertig ist, ist ja das einzige Gute daran. Möge es immer so bleiben!“

Er war froh, als er ihre kunstgewerblichen Sachen in die Hand bekam und ihr etwas Gutes sagen konnte. „Diese Tischkarten — nein wirklich, direkt Fragonard. Wo haben Sie bloß den Strich her? diese graziöse Linie der Putten —“

„Es sind Kopien. Nach Eysen.“

„Aha. Also die Schule habe ich doch wirklich getroffen. Aber die Umrahmung ist Ihr Werk!“

„Ja. Gefällt es Ihnen?“

Und sie war ganz selig, daß es ihm gefiel.

„Das nackte Figürchen in der Lotosblume — ist das nicht Fidus?“

„Ja. Alles von ihm ist wundervoll, nicht wahr?“

„Unter alle seine Figuren könnte man als Unterschrift ‚Liebe‘ schreiben.“

„Ja sie sind so keusch, so rein.“

„Nicht deshalb! Rechte Liebe ist nicht ‚keusch‘ und ‚rein‘. Sondern: weil sie so zerbrechlich sind. Man fühlt, sie sterben alle bald.“

Sie sah ihn mit großen Augen an. „Sie haben zuviel Seele, meinen Sie?“ Es war aber zu merken, daß sie etwas anderes hatte sagen wollen.

Er war ganz verdußt. „Die Seele? Ja, was hat die damit zu tun?“

„O pfui, so dürfen Sie nicht reden, Sie als Dichter!“

„Ubrigens haben Sie recht,“ begann er nach einer Weile. „Seine Figuren haben eigentlich überhaupt nur Seele. Das ist der Hauptfehler. Dadurch werden sie so unwahrscheinlich, so wenig menschlich.“

Sie war ganz traurig geworden und stand abseits.

„Wir haben alle unsere Geschichte, glauben Sie nur.“

Die kleine Kuckucksuhr, die über dem Sofa hing, schlug zwei.

„Schon zwei. Da müßte ich längst im Geschäft sein. In der Anstalt.“

„Nehmen Sie sich doch einen Wagen.“

„Bis Wilmersdorf einen Wagen? Das würde ein schönes Stück Geld kosten. Da müßte ich viele Tischkarten zeichnen.“

Sie standen auf den Flur.

„Wird das Zeug denn so schlecht bezahlt?“

„Ach!“

„Merkwürdig: überall, wo man hinhört, wird Menschenkraft, Menscheng Geist, Menschenhirn ausgenützt!“

„Ach, das ist es nicht. So ein Chef eines kunstgewerblichen Instituts hat seine redliche Mühe

und Plage. Ich klage auch nicht darüber. Schmerz-
lich daran ist nur: man kann so wenig tun mit dem
bißchen Geld! Man kann so wenig Gutes tun!"

„Und das quält Sie wirklich?“

Ihr standen die Tränen in den Augen.

„Was hat man sonst vom Leben, Herr Pronig!
Abdio!“

Schon auf dem nächsten Treppenabsatz stehend,
rief sie noch herauf: „Und Ihrem Freund müssen wir
helfen! Er muß wieder schaffen können!“

Eine zu verrückte kleine Person, konstatierte er.
Das muß ich doch Martin erzählen. Und er machte
wieder kehrt.

Als er bei Melcher klingeln wollte, trat mit
allen Anzeichen des Ärgers und der Erregung Fräu-
lein Ziefke heraus.

„Na, wat denn, wat denn?“

Er kannte das Modell als quecksilberiges, schwag-
haftes Persönchen.

Sie gab ihm flüchtig die Hand. „Das müssen
Sie mir sagen, Herr Doktor. Eine Person hat er
mich genannt. Eine Person! Muß ich mir das ge-
fallen lassen? Eine Person! Aber ich verklage ihn.“

„Eine Person‘ ist keine Beleidigung, liebe
Seele. Noch lange nicht. Sehen Sie mal: dann
wäre ja die erste Seite meiner Buchdramen jedes
Wort einen Haufen Beleidigungen. Da steht groß
drüber: Personen! Und denken Sie etwa, einer
wehrt sich?“

„Aber den Ton hätten Sie hören sollen, den Ton!“

„Töne‘ verklagt man nicht. Ich kenne wenig-

stens keinen Paragraphen, nach dem es statthaft wäre. Es ist ein Manko im Gesetzbuch. Das gebe ich zu. Aber als Nichtjurist bin ich wirklich nicht dafür verantwortlich zu machen."

"Ach Sie!"

Und sie war wie ein Wirbelwind davon.

Martin Melcher sah den Eintretenden nicht sehr freundlich an.

"Störe ich dich?"

"Nein. Ich habe die Zielfe eben rausgeschmissen."

"Weiß ich. Aber du malst wieder! Darf man sehen?"

"Bitte, vorläufig nicht! Es taugt nichts. Die Plakaterei hol der Teufel! Man versaut sich seinen ganzen Stil damit."

"Du kommst schon wieder rein. Was macht ‚Ruth im Ahrenfeld‘?"

"Ist jetzt zum sechstenmal zurückgekommen. Wenn sie es zum fünfundzwanzigstenmal zurückschicken, feiere ich ein Jubiläum. Ich lade dich ein."

"Danke."

"Am Ende malt man schon immer für sich allein. Noble Passion. Neulich war ich bei Zedlig. Guter Landschaftler, du weißt. Bißchen pastos. Aber er weiß doch, was Farbe ist. Er hat seit fünf Jahren seine Bilder in München angeboten und immer zurückgefriegt. Weißt du, wieso? Wenn die Jury kam, hat man seine Bilder einfach umgedreht. Das taten die Herren Professoren, um die Konkurrenz von ihren Protégés abzuhalten! Ohne Protektion geht's eben nicht."

„Wie bei uns.“

„Jetzt flüchtet er aus Berlin.“

Er saß noch immer auf dem Schemel am großen Fenster und betrachtete angelegentlichst ein Stück rötlichen Tuches in seiner Hand.

„Was ist das?“

„Dies? Eine alte Schürze der Zielfe.“

Pronitz lachte.

„Bist du Fettschiff?“

Melcher sah ihn mit wütender Verwunderung an. Wie kam er dazu, zu lachen? Sah er denn nicht, daß es genau der Farbenton des Kleides war, das Frau Isolde gestern getragen hatte? . . .

Er legte es schnell fort und erhob sich.

„Mir schwebt eine Salambo vor, weißt du! Es muß der Augenblick sein, wo sie, über die Mauer gebeugt, Matho erwartet. Ich las die Stelle gestern wieder durch. Alles Feuer des Romans, dieser breite, schwerflüssige, glühheiße Lavaström des Werkes, muß darin sein.“

„Fein!“

„Ja, wie klein ist Salome gegen dies Weib! Ich suche nur noch ein Modell. Es müßte eine intelligente Frau sein, beinahe eine Schauspielerin, die diese durch Schmerz und Liebe vertiefte Spannung des temperamentvollen Gesichtes herausbringt. Hoch und schlank müßte sie sein und Augen haben, Augen! Nicht die Glasknöpfe, die man sonst dafür hält. Und eine Haarflut, wie die Abendsonne“ —

Er stockte.

Pronitz sah zum Fenster hinaus.

Beide sahen das Bild der schönen Frau am Walde vor sich hinziehen.

Und beide schwiegen.

„Und Farben könnten, nein, — müßten da hinein!! Orient und Okzident!“

„Ich bin nur froh, daß du wieder malst.“

„Ja, die Plakaterei hat den einen Vorzug, daß sie Silberlinge ins Haus bringt und einem bißchen Luft schafft. Die neuesten Aufträge sind von einem Hoffschuster und einem Olfrißen.“

Das brachte Pronitz auf die Provence-Malerei, und er erzählte Melcher von seiner Kollegin. „Du hattest neulich recht mit den Malweibern: die einen sind hübsch, und die andern haben auch kein Talent.“

„Zu verrückt!“

„Ja. Aber ein gutes Herz hat sie!“

Pronitz stugte bei seinen eigenen Worten und lächelte dann: jetzt wußte er plötzlich, wer ihm am Weihnachtsabend den Baum ins Zimmer gebracht hatte. Den gräßlichen Baum mit den vielen Geschmacklosigkeiten und dem vielen Gemüt.

Zwei Stufen auf einmal

Asolde Kraatz lag auf dem Divan und zählte die Stuckarabesken der Decke. Zwischenein versuchte sie, den Rauch ihrer Zigarette in Ringen aufsteigen zu lassen und durch diese Ringe andere, kleinere hindurchzuschleunigen. Es war dies eine geheime Kunst, von der ihr Mann nichts ahnte, und sie besaß darin eine gewisse Virtuosität.

Aber heute glückte es nie. Sie war wohl zu nervös.

Es dämmerte.

Sie hörte oben in ihres Mannes Arbeitszimmer die Uhr schlagen. Die hohe, englische Uhr in dem dunklen, seltsam verschnörkelten Gehäuse.

Da saß er oben über die dummen Bücher gebeugt, über die großen Bogen voller Zahlen und Berechnungen, die nichts bewiesen und keinem nützten. Da saß er oben, der Wissenschaftler, und ließ sie hier allein.

O, es war nicht gut, daß er sie allein ließ. Denn draußen wellte der Sommerwind über die Ähren. Und ihr Blut war heiß wie die Sonne. Und sie war fünfundzwanzig Jahre . . .

Sie erhob sich, ging im Zimmer umher, rührte hier an die Portiere, knipfte da ein Stäubchen ab,

daß sie gar nicht sah, und spiegelte sich in dem buckeligen Messingschilde des Kerzenblenders, der ihr Gesicht in grotesken Verzerrungen zurückwarf. Sie schnitt Gesichter und freute sich diebisch darüber.

Aber auch das war nicht von Dauer.

Sie kauerte sich wieder auf den Divan zurecht.

Sie dachte an die närrische Blechmusik neulich in Tegel. An die kleine schnaufende Bahn, die sie neulich von Schulzendorf aus benützt. An Martin Melcher. An die Bilder in der Sezession. An den neuen Hut, der so einfach war und ein Heidengeld gekostet hatte. An die geplante Landpartie mit dem Bekanntenkreis. An Martin Melcher. An das Renaissancebuch, das Marcuse und Pronis ihr mit gleichem Eifer empfohlen hatten. An Martin Melcher — Nein, Unsinn, sie dachte ja überhaupt nur an Martin Melcher.

Wie war es doch gestern gewesen? Mit aller Anstrengung konzentrierte sie ihre Gedanken, ihre Phantasie, bis sie das Erlebnis in allen Einzelheiten wieder erlebte.

Sie waren beide zufällig den anderen um paar Schritte vorausgegangen. Als sie um die Ecke bogen, blieb Martin Melcher stehen und küßte sie auf den Nacken, gerade da, wo die Härchen ansetzen. Sie spürte noch das erregende Kitzeln seines Schnurrbarts auf ihrer Haut.

Sie sah ihn zuerst sprachlos, verdutzt an. Und hörte seine heißen Worte: „Sie sind ja viel zu schade für alle diese Leute.“

Da erst nahm sie sich zusammen und sagte kühl,

ja wohl, mit verlegender Kühle: „Sie vergessen, daß ich verheiratet bin.“

Sie glaubte, ihn niedergeschmettert zu haben. Aber als sie ihn verstohlen auf die Wirkung ihrer Worte hin ansah, sagte er, der wohl einen Blick aufgefangen hatte, während die anderen schon wieder dicht hinter ihnen waren: „Das tut nichts, eifersüchtig bin ich nicht — —“

Es war doch sehr dreist gewesen. Sehr dreist, aber auch sehr nett.

„Sie sind ja viel zu schade“ — sie wiederholte jetzt immer nur dies. Sie badete sich in diesen Worten.

War sie wirklich so schön, daß sie diesen stillen, fühlen Menschen zu solchem Wagnis hatte verleiten können? Daß sie diesen ruhigen See zu starken Wellen aufzupeitschen vermochte — nur dadurch, daß sie da war? Daß sie nur durch ein hingeworfenes Wort, durch einen halben Blick einen wilden Scirocco entfesseln konnte?

Ach, es war doch schön, solche Macht zu besitzen!

Im Moment des Triumphes ergriff sie die Angst. Eine kindische, bebende Angst.

Was würde nun kommen??

Denn dabei blieb Martin Melcher nicht stehen. So sah er nicht aus.

Und konnte sie eigentlich noch zurück? Nein, nein!

Und — hinge sie ihm einmal am Halse, würde sie nie von ihm lassen können. Nein, in Zeit und Ewigkeit nicht.

Sie fieberte förmlich. Die Tränen traten ihr

in die Augen. Sie sang gedankenlos vor sich hin. Immer paar Takte. Immer dieselben dummen Töne. Dann brach sie jäh ab, sprang auf und ging ans Fenster.

Aber als sie hinausfah, erschraf sie so, daß ihr die Knie zitterten und sie fast zusammensank.

Drüben, im dunklen Wald stand Martin Melcher. Ganz vornean. Er sah starr herüber. Seine Zigarre leuchtete auf und erlosch. Leuchtete auf und erlosch.

Warum grüßte er nicht?

Wie dumm!

Er konnte sie, die im halbdunklen Zimmer stand, natürlich nicht sehen. Sie preßte ihr Gesicht an das Fenster.

Nun? Nun? Er grüßte — er winkte — er schrie: „Komm zu mir! Ich bete dich an. Ich verzehre mich nach dir — —“

Nein, ach nein! Er stand starr wie vorher in dem dunklen Wald. Seine Zigarre leuchtete auf und erlosch. Leuchtete auf und erlosch.

Die glühenden Funken brannten in ihr Herz und Hirn hinein.

Sie mußte — ja, sie mußte zu Ferdinand hinaufgehen und ihn bitten — ja, was? Ja, zu ihr zu kommen. Oder sie bei sich zu lassen. Ja, oder den dort fortjagen zu lassen.

Und während sie sich die Folgen solcher Mahnung mit kribbelnder Neugier ausmalte, spürte sie, wie sich von der Seele des Mannes da draußen Fäden um ihre spannen, in denen sie sich verfang, die sie hinüberzerren, hinunterzogen — in den Wald hinein, der schwer und stöhnend rauschte.

O Gott, hilf!

Sie lief zum Zimmer hinaus, die Treppe empor und trat in das Arbeitszimmer ihres Mannes, ohne zu klopfen.

Er hatte schon die Lampe angezündet und ihr erster Blick fiel auf seinen blanken, runden Schädel, auf dem das Licht reflektierte. Es war ein komischer Anblick.

Bei ihrem jähen Eintritt fuhr er halb herum und sagte ärgerlich: „Na, was ist denn nun schon wieder? Mußt du mich immer gerade dann stören, wenn ich an der wichtigsten Stelle bin?“

„Ferdì,“ sagte sie bittend.

„Na, was ist? Schnell, schnell. Du siehst doch, daß ich beschäftigt bin. Beschäftigter jedenfalls als du.“

„Ich wollte nur fragen, ob du bald fertig bist. Für heute.“

„Das wirst du rechtzeitig genug erfahren.“

Er saß schon wieder bei der Arbeit und schob ärgerlich die verschobenen Blätter zurecht.

Sie stand an die Wand gelehnt und sah ihn erschrocken an. Als sähe sie ihn zum erstenmal.

Begriff er denn nicht, daß sie in Not war? War es nicht seine Pflicht, sie zu schützen — auch gegen sich selber?

Sie wollte noch bis zwanzig zählen.

Drehte er sich bis dahin noch einmal um, dann wollte sie ihn bitten, sie hier zu lassen. Sie würde ihn bitten, wie ein Kind bittet. Sie würde sich in den Korbstuhl setzen und ganz still und ruhig sitzen. Und wenn es Mitternacht würde! Und wenn es fahler, kalter Morgen würde —

Ein — zwei —

Sie zählte langsam und immer langsamer, je näher sie zum Ende kam.

Aber er sah sich nicht um.

Er wußte vielleicht gar nicht mehr, daß sie noch im Zimmer war.

Neunzehn — zwanzig — —

Zwei Tränen traten ihr in die Augen.

Sie kam sich sehr elend, sehr unglücklich vor.

Dann ließ sie ihn und ging hinaus und schloß die Türe hinter sich.

Als sie die Hand am Treppengeländer hatte, dachte sie daran, wie sie in der ersten Ehezeit oft die Treppe hinauf und hinunter gejagt war — immer zwei Stufen auf einmal. Wie ein Backfisch mit Hängezöpfen. Und wie lange es gedauert hatte, bis Ferdinand es ihr abgewöhnte, da es sich für eine Frau nicht passe.

Jetzt, wo sie hinunterschritt, um in den Wald zu Martin Melcher zu kommen, ging sie ganz langsam . . . Stufe für Stufe . . . und ließ keine aus.

Konstantin

(Café unter den Linden)

Frau Isolde sitzt an einem Fenstertisch, in einem Reklam-Heft blättern.

Proniz tritt ein, zögert einen Augenblick, kommt dann, gleichsam schüchtern, näher.

Proniz. Sie hier, gnädige Frau? Ist es gestattet?

Isolde. Aber bitte! Ich warte auf meinen Mann. Er ist mit Herrn Zelewski auf der Königlichen Bibliothek.

Proniz. Und Welcher?

Isolde (errötend). Wollte Herr Welcher auch kommen?

Proniz. Er ist um diese Zeit meistens hier.

Isolde. Kennen Sie Tschekows „Möwe“?

Proniz. Ja, Decadence. Ich begreife nicht. Er kann so gesund schreiben. Seine Novellen sind Lekturbissen. Ich dachte, sein Nächstes würde ein großer realistischer Roman werden. Gefällt es Ihnen?

Isolde. Der Konstantin gefällt mir nicht.

Proniz. Und warum?

Isolde. Warum erschießt er sich denn? Er hat doch gar keinen Grund?

Proniz (lächelnd). Was wäre denn zum Beispiel

ein „Grund“? Wenn Nina ihn anfangs erhört und dann verraten hätte, wie?

Isolde (eifrig). Ja. Das wäre ein Grund. Nicht erhört zu werden — ach, du lieber Gott! Aber Verrat in der Liebe!!! Das muß furchtbar sein.

Proniz. Ich glaube, es ist viel schlimmer, wenn einem das Geld ausgeht.

Isolde. O pfui!

Proniz. Ja, in die Verlegenheit werden Sie nie kommen. Aber ich halte es für den einzigen plausiblen Selbstmordgrund.

Isolde. Ach, das sagen Sie ja nur so. Im Stillen denken Sie wie ich. (Sie sieht wieder aus dem Fenster.) Ich glaube, noch kann er nicht hier sein . . . noch nicht . . .

Proniz (blickt sie verwundert an. Sie errötet. Er versteht und lenkt ab.) Dieser Konstantin verdiente nichts anderes. Er wußte mit Leben und Sterben nichts anzufangen. Solche Menschen sind gerade gut genug, Gräben auszufüllen.

Isolde. So muß man aber niemand verurteilen.

Proniz. Doch! Solche Menschen hindern die Entwicklung. O, es gibt so viele Konstantins. Auch in unserer sogenannten Bohème. Ich hasse sie.

Isolde. Warum hassen? Man muß alles Menschliche lieben können. Das ist viel schöner.

Proniz. Ich weiß nicht, ob es gerade schöner ist. Bequemer ist es ja auf alle Fälle.

(Die Musik aus der oberen Etage wird vernehmbar. Man hört einen „Ungarischen Tanz“ von Brahms.)

Isolde. Wie schön! Wieviel Leben steckt darin! Wieviel Sehnsucht!

Pronig. Wie Brahms das schrieb, muß er noch sehr jung gewesen sein.

Isolde. Das weiß ich nicht.

Pronig. Er war sicher jung. Man merkt es. Er ist noch sentimental, ohne hinterher mit den Achseln zu zucken.

(Die Musik verstummt.)

Isolde. Sie sprechen heute so bitter. Das mag ich nicht hören. Sie haben doch gar kein Recht dazu? Sie haben doch noch so viel vor sich. In Ihren Jahren als Künstler, als Mann!

Pronig. Wissen Sie, was Heinrich Heine von Alfred de Musset sagte? Er lernte ihn in Paris kennen. „Der junge Mann hat eine große Vergangenheit vor sich.“

Isolde. Das ist hübsch gesagt, aber so könnte der Konstantin hier in der „Möve“ auch sprechen. Und ich verstehe nicht —

Pronig. Ich habe nicht einmal eine Vergangenheit. Oder doch eine recht wertlose. Das bißchen Reisen — na ja! Und Zukunft? Ich glaube bißweilen, daß ich fertig bin. Ich wüßte nicht, was mich retten könnte — —

Isolde. Kofettieren Sie nicht bißchen mit Ihrem Leid? Ei, so was ist sehr verführerisch. Wir Frauen wissen das. Ich fühle ja heraus, daß Ihre Braut Ihnen wenig ist. Das tut mir leid. Denn gerade Ihnen wünschte ich ein Menschenkind, dessen Liebe Sie beglücken könnte. Sie würden ein ganz anderer

Mensch sein. Glauben Sie mir. Glücklich, stark und froh. In der Ruhe. Beim Lampenschimmer.

Pronig. Was für eine Phantasie! — — — Oder reproduzieren Sie Wirklichkeit??

Isolde (stotternd). Es gehört vielleicht gar nicht das Behagliche, Legitime dazu — — In Schmerz und Leid liebt man vielleicht am tiefsten.

Pronig. Ja, die Hebräer wußten wohl, warum sie ihren Gott nur mit Sturm und Wetter kommen ließen!

Isolde (den Kopf in beide Hände gestützt). Und wenn es in Schande und Schmach ist, — es ist doch etwas. Man lebt doch . . Wenn man auch schlecht, schlecht, schlecht ist . .

Pronig (zart). Aber liebe gnädige Frau!

Isolde (schweigt; weint leise vor sich hin).

Pronig. Ich möchte Ihnen ja gerne etwas Tröstliches sagen. Aber ich weiß ja nicht, was das sein könnte.

Isolde (trocknet hastig die Augen). Ach, es ist auch nichts. Es ist schon wieder gut. Ich bin jetzt nur immer so nervös. So schrecklich nervös. Bitte vergessen Sie dies sobald wie möglich!

Pronig. Sie dürfen gar nicht traurig sein. Das scheint mir ein so tiefer Widerspruch: Sie und verzagt —!

Isolde. Ich bin es ja auch gar nicht mehr. (Sieht zum Fenster hinaus.) Da kommt Martin Melcher!!!

Pronig (merkt, wie eine Flamme der Freude sie durchglutet. Er steht auf und geht wortlos).

Isolde (beachtet es gar nicht; sie blickt auf die Straße, die Martin Melcher eben überquert).

Regine Luther

Der 22. Juni war der Tag, wo das Verhängnis über Jens Peter Pronitz hereinbrach.

Es war ein unsinnig heißer Tag. Die Glutwellen rollten durch die Straßen, versengten Menschen und Tiere und lähmten jede Bewegung. Es war ein Tag, wo Menschen, die nichts zu tun haben und nicht zu Hause bleiben mögen, in ein kühles Restaurant oder ein Museum gehen.

Pronitz, der eben von der Zimmerstraße her die Prinz-Albrecht-Straße entlang schritt, wählte das Museum und stieg, nicht ohne zu ächzen, an den sandsteinernen Langweiligkeiten vorüber die Stufen zum Kunstgewerbemuseum empor, in dessen dunkler Vorhalle ihm eine wohlthuende Kellerfühle entgegenhauchte.

In den unteren Räumen war es leer. Die schönen Möbel standen seltsam verloren. Durch die bunten Glasscheiben schwamm das gedämpfte Sonnenlicht, glättete alle Konturen und gab selbst einigen barbarischen Holzfiguren Leben, Bewegung, Farbe.

Wo waren eigentlich die Fremden, die am Abend zu Tausenden sich auf der Friedrichstraße wälzten?

Wenn nicht ab und zu ein gähnender Diener dahergekommen wäre, ihn mit ehrlicher Neugier und

etwas Mißtrauen betrachtend — er hätte träumen können, daß allein ihm zu Ehren das Museum mit seinen überreichen Schätzen geöffnet sei. Warum auch nicht? Wenn Ludwig II. sich Wagner allein vorspielen ließ — warum sollte sich nicht ein anderer Souverän ausbedingen, allein in diesen kühlen, schön abgestimmten Räumen wandern zu dürfen, um vor bürgerlichen Kunstsinne Respekt zu bekommen?

Nun gut, dem Souverän Jense Peter I. gefiel es jetzt, die Denkmäler seiner Ahnen zu betrachten: die Bücher. Er wanderte die Treppe herauf zu dem Eckzimmer, wo die köstlichen Buchrücken standen — meist leer wie egyptische Königsgräber.

Da hörte er plötzlich Stimmen. Und dies Faktum wirkte so verblüffend auf ihn, daß er sich losriß und in den nächsten Saal trat.

An einem Schrank stand eine kleine Gesellschaft: zwei Damen und ein überlebensgroßer hagerer Herr, der einen grauen Zylinder trug und ihm schon aus der Entfernung durch seine seltsamen Bewegungen auffiel.

Langsam schlängelte er sich an die Gruppe heran.

Der große Herr hielt die Arme im rechten Winkel fest an den Körper gepreßt und stieß sie von Zeit zu Zeit rückwärts in die Luft, als wolle er zu Schwimmbewegungen ausholen. Die Damen zogen sich dann, soweit man erkennen konnte, vorsichtig zurück, um eine unsanfte Berührung zu vermeiden. Währenddessen sprach er unaufhörlich in trockenem langweiligen, dozierenden Ton über die ausgestellten Dinge. Mit der Stimme eines syrischen Klagerweibes

sang er von den Glasuren, die die italienischen Majoliken des 16. Jahrhunderts und die holländischen und französischen Fayencen des 17. Jahrhunderts aufweisen, auf die man mit Metallfarben malt, worauf man sie wiederum brennt, wobei sich die Glasur mit der Farbe vermischt und die Malerei ihre Leuchtkraft herbekommt usw.

Er war, bei der persischen Keramik, gerade dabei, klagend seine Zuhörerinnen über den hohen Schmelzgrad aufzuklären, den Porzellan und Fayence leider haben, so daß man bisher nur Kobalt-Blau benützen konnte, — als sich die ältere Dame zufällig umdrehte und ausrief: „Ist das nicht —“

Sie schien die Worte schnell zurückrufen zu wollen. Aber es war zu spät. Ihre junge Begleiterin, die wahrscheinlich froh über die Unterbrechung war, vollendete:

„Herr Pronig, ja!“

Jetzt erkannte er sie: es war Regine Luther, die Freundin seiner Schwester, mit ihrer Frau Mama. Der begleitende Herr mit den Schwimmbewegungen war ein Dr. Canabäus, Assistent am Museum.

Pronig bekam keinen freundlichen Blick von ihm. Aber er dachte: unsere Gesinnungen beruhen auf Gegenseitigkeit, alter Junge!

Die Begrüßung war von steifer Freundlichkeit.

Die alte Dame sprach von ihrer Italiensfahrt. Es sei wunderschön gewesen, und sie hätten sich gar nicht nach Hamburg gesehnt. „Denken Sie: gar nicht!“ Bloß die Küche da unten sei gräßlich und bekomme ihr gar nicht. Wenn sie dort ewig leben

müßte, würde sie bald an Magenkrampf sterben. Aber schön sei es doch! Ob er Lugano kenne?

„Das ist ja noch Schweiz, Mama!“

„Ja, Kind, ich weiß ja.“ Aber Genua? Kapallo? Und Mailand mit dem Dom aus Marmor. „Denken Sie: ganz aus Marmor! Muß doch ein Riesengeld gekostet haben. Noch mehr wie unsere Nikolaikirche.“

Und nun war sie in Hamburg und ihre Augen strahlten.

Anscheinend wollte sie davon erzählen, sie entsann sich dann aber wohl, daß Pronig keine rechten Verbindungen mehr mit Familie und Heimat unterhalte, und unterbrach sich mitten im Satz mit verlegenem Räuspern.

Dr. Canabäus stieß wieder die Arme von sich und sang von den Lackfarben und der schwarzen Glasur einer venetianischen Majolika, die einer Laune ihr Dasein verdanke und eigentlich gar keine Berechtigung habe, zwischen diesen Musterbeispielen der Keramik zu stehen.

Pronig war mit dem jungen Mädchen zurückgeblieben.

Sie sprach einige gleichgültige Worte über seine Schwester zu Hause, von der sie schon lange nichts gehört hatte. „Sie ist doch nicht krank?“

„Die Hamburger Luft bekommt ihr nicht!“

Sie lächelte und sah bei diesem Lächeln, das über ihren elfenbeinernen Teint einen rosigen Schimmer goß, wirklich hübsch aus. Sie hatte gar nichts Hamburgisches an sich. Nichts von diesen großen

breitschultrigen Hamburger Deerns, denen das Blut aus den roten Wangen zu spritzen scheint. Sie war zart, schlank, von feiner, fast kränklicher Blässe, auf die auch der Himmel Italiens keine Sonnenspuren aufgedrückt hatte, und die durch das ebenholzfarbene Haar noch stärker betont wurde.

Aber Pronis sah in ihrem Lächeln, in ihren feinen offenen Bewegungen die Heimat verkörpert, die er doch in tiefster Seele liebte. Wenigstens liebte er sie in diesem Augenblick . .

Mein Gott, wie schön Regine war! Wie zart und fein!

Jetzt entsann er sich mancher Stunde, die er als junger Mensch mit den beiden Mädels verbracht hatte. Beim Croquettspiel in dem väterlichen Park. Bei den Tanzstunden, wo er eine so schlechte Figur machte und sie durch ihre Grazie auffiel. Bei Ruderpartien auf der Außen-Älster, die immer mit einem Kaffee im Uhlenhorster Fährhaus endeten.

Sollte er sie daran erinnern? Immer schwebte es ihm auf der Zunge: denkst du noch daran? Denkst du?

Aber sie sprach weiter über gleichgültige Dinge. Meist in kurzen Fragen, auf die eine Antwort kaum erwartet wurde.

Das täuschte ihn jedoch nicht . . In dem feinen Lächeln, das ihre ganz schmalen Lippen umspielte, lag ja die Erinnerung an die Heimat, an die Jugend — an die Zeit der Sehnsucht.

Ja, es war klar: sie hatte sich immer nach ihm gebangt . . Wie konnte es auch anders sein! Den

einzigem Bruder der einzigen Freundin! Den einzigen männlichen Gespiel ihrer Kindheit! So etwas saß mit tiefen Wurzeln innen drin und ließ sich nicht ausreuten . .

Und auch das andere war ihm jetzt klar: ihre echt weibliche Evaschlaueheit hatte sie beide hier zusammgeführt . . Wie das möglich gewesen war, darüber legte er sich gar keine Rechenschaft ab. Er hatte genug mit seiner Freude zu tun.

Sie sprach von dem berliner Asphalt, der in der Hitze weich zu werden drohte.

O, er kannte das! So sprach man, wenn man den Schlag seines Herzens übertönen wollte, wie sehr, wie sehr, wie sehr man verliebt war.

Sollte er es ihr nicht einfach sagen, daß er sie liebte?

Im nächsten Zimmer ging es vielleicht.

Der Sturm kam über seine Seele. Ja, er wollte es sagen! Ganz ruhig, ohne Überstürzung, so, wie es ihrer fühlen, nordischen Art entsprach. Er würde einfach sagen: „Regine, ich weiß ja, welches Wort Sie von mir erwarten. Nun denn — ich liebe Sie sehr — seit den Tagen meiner, unserer Jugend —“

Wie vornehm-kühl sie blieb! Diese Sicherheit, diese Selbstbeherrschung fesselten ihn. Solch eine Frau brauchte er. Nicht eine, die in seine Flammenseele immerfort hineinhauchte —

Er sagte sich: an der hohen chinesischen Vase dort im nächsten Zimmer wirst du es sagen!

Aber als er ins nächste Zimmer vorging, blieb sie zurück. Und es dauerte eine Weile, bis sie nachkam — mit den anderen.

Dr. Canabäus zog wieder die Arme an und erzählte von dem Alchymisten Johann Böttger, der Anno 1709 in Dresden hinter das Geheimniß des chinesischen Porzellans kam.

Warum sprach dieser Mensch nur immer von diesen gleichgültigen Dingen, die niemanden was angingen? Man sollte es ihm verbieten —

Da geschah etwas Furchtbares.

Regine wandte ihre Blicke von ihm zum Doctor. Dieser sah ihn einen Augenblick von oben prüfend an. Und dann lächelten beide ein herablassendes, mitleidiges Lächeln.

Das alles geschah nur in dem Bruchtheil einer Sekunde.

Aber Jens Peter hatte es genau beobachtet, und er fühlte in diesem Augenblick ganz deutlich, wie sein Herz einen Schlag aussetzte und wie der Boden unter ihm wankte.

Er sah hilflos an seinem Anzug herab. Der war freilich reichlich schäbig, ohne Bügelfalten, die Knie ausgebeult — und oben am Jacket fehlte ein Knopf. Und er entsann sich auch, daß er keinen sauberen Kragen um hatte. Er fühlte alles mit peinlicher, grausamer Deutlichkeit.

An all diese Kleinigkeiten hätte er all diese Jahre nicht gedacht. Aber jetzt — jetzt —

Sie trat etwas zurück, als neue Besucher in das Zimmer kamen.

Da wußte er es: sie genierte sich. Es war ihr peinlich, mit ihm gesehen zu werden!

Und in dem Augenblick, der dieser Erkenntniß

folgte, wachte der Wunsch auf, das Gebet: „Möchte sie nur nicht die Fusseln am Kragen sehen!! . . Ich weiß, sie sind da. Aber zum Teufel, wer hat mich denn bis heute darauf aufmerksam gemacht? Was fragen Melcher und Zelewski und Kleemann und der Lyriker und Fresenius danach? Ich kann doch nichts dafür. Wenn ich in Hamburg wäre — —“

Jetzt sah sie ihn wieder an.

„. Jetzt sieht sie doch die Fusseln am Kragen und jetzt, wo sie verlegen zu Boden sieht, — deine groben Schuhe mit den schiefen Absätzen — — o, Frauen haben einen scharfen Blick dafür!“

In dem zusammengepreßten Herzen fühlte er einen Schmerz.

„Ich muß fort,“ empfand er.

Dr. Canabäus zog wieder wie ein aufgezoogenes Spielzeug die Arme an. Das japanische farbig glasierte Steinzeug hatte es ihm angetan. Auf einem zusammengerollten Eichenblatt, das als Schale diente, saß eine dicke Kröte, deren Gesicht unverkennbare Ähnlichkeit mit dem seinen hatte. Sie schien es zu bemerken: ihre Augen waren interessiert auf ihn gerichtet.

„Wie kann ich nur fort?“ dachte Pronig. „Unauffällig oder brüst, — gleichviel. Nur fort!“

Denn sie würde wieder lächeln.

Und dies Lächeln durfte er nicht mehr erleben. Denn dabei würde er etwas Gewaltfames tun. Das würde er ein Jahr lang nicht verschmerzen.

Er mußte fort von hier. Und ihm war, als ginge er nun erst aus seinem früheren Leben,

aus Heimat und Familie fort. Aus einer Welt, die nun erst ihre Türe hinter ihm schloß.

Stammelnd sprach er etwas von Verpflichtungen — leider — und auf Wiedersehen — — — Dann war er im Nebenzimmer.

Hier sah er sich noch einmal um; dort ihre schlanke Gestalt — jetzt der große Hut, der wie ein weißer Vogel über dem dunklen der Mutter schwebte — jetzt war sie verschwunden — — —

Jetzt, wo sie nicht mehr vor ihm stand, überfiel ihn der Gedanke: sie wartete nur auf ein heißes Wort von dir! Aber das verflog schnell.

Es überwog nur noch die Furcht, ihr jetzt zu begegnen. Er lief durch die Kabinette, die Treppe hinunter, stieß an eine Vitrine, daß sie klirrte. Er merkte es nicht.

Er lief einen Diener an, vergaß seinen Stock aus der Garderobe zu holen, stürzte die Stufen draußen beinahe herab und hielt erst an, als er wieder in der Prinz-Albrechtstraße war.

Hier konnte sie ihm nicht begegnen, nicht über ihn lächeln.

Doch als eine Dame um die Ecke bog, die eine ganz vage Ähnlichkeit mit ihr hatte, begriff er, daß er auch hier nicht sicher war. Er ging in die Königgräzer Straße und flüchtete in ein kleines Bierlokal, daß in einer ihrer Querstraßen lag.

Hier würde er bleiben, bis es dunkel ward, bis er im Schuß der Nacht heimlich wie ein Dieb auf Umwegen nach Hause gehen konnte. Denn er schämte sich, er schämte sich.

Der Adler und Gannymed

Das Lokal war sauber. Die Flaschen und Gläser auf den Regalen spiegelten sich in den Spiegelwänden hinter ihnen. Der Gambrinus auf der Tombank war bligblank. Aus dem Nebenraum leuchtete das grüne Tuch des Billards herüber. Das dicke, unförmliche Möbel stand auf seinen vier kurzen, massigen Beinen sicher und prozig und nahm fast das ganze Zimmer ein.

Um diese Stunde war das Lokal leer. Das Brummen und Summen der Fliegen am Fenster diktierte die Stimmung.

Mechanisch griff Jens Peter zu einer Zeitung. Es war ein Sportblatt. Alle Journale, die hier an den Wänden hingen und auf Stuhl und Tisch lagen, waren dem Kenn-, Traber-, Radsport gewidmet. Alle ohne Ausnahme. Auch die mit Maschinenschrift bedruckten kleinen Blätter brachten Totalisator-Depeschen aus Baden-Baden, Wien, Paris, Hannover, von überallher, wo Gäule über den grünen Rasen preschten.

In den Pferdenamen lag eine ganze Portion Phantasie und Humor. Er sah es ein. Nur mußte die alte Gewohnheit, mit einem Namen gleich einen Begriff zu verbinden, einschrumpfen. Aber schließlich waren es ja auch keine Menschen, sondern Bierfüßler:

„Sardine“, „Lenore“, „Spaßvogel“, „Kassandra“, „Duli“, „Kautendelein“, „Hahnepampel“, „Nilbraut“, „Turandot“, „Quatschkopf“, „Mitado“, „Erlkönig“ —

Als er den Namen „Regina“ las, schleuderte er das Blatt zur Bewunderung der Wirtin von sich, zahlte und verließ das Lokal.

Eine halbe Stunde später stieg er am Bahnhof Grunewald aus.

Ziellos wanderte er immer gerade aus — durch den schattenlosen Wald, in den die erbarmungslose Sommersonne hineinbrannte. Der Weg war ausgetreten und staubig. Ringsherum war kein Moosstäudchen, kein grünes Blatt zu sehen. Alles war schmutzig und zertrampelt.

Der Specht klopfte hoch oben ein paar Male und schwieg dann still. Auch ihn überwältigte wohl die Hitze.

Jens Peter merkte nichts davon. Er schritt in schnellem Tempo ruhelos weiter, immer gerade aus, an dem kleinen Selbstmörderfriedhof vorüber, nach Schildhorn zu. Erst als das Wasser der Havel durch die Stämme bligte, hielt er inne. Die Wäsche klebte ihm am ganzen Körper, der Schweiß rann ihm in Strömen über das Gesicht.

Ging dort nicht — —?

Er warf sich, wo er gerade stand, auf den Waldboden nieder und wühlte das Gesicht in das dürre, gelbe Moos. Nur nichts sehen, nichts fühlen, nichts denken.

Aber es half nichts.

Die Gedanken kamen doch und führten ihn die Kreuz und Quer.

Es kamen die Träume, wo der Himmel grau war und voller Regenwolken hing. Sie würde einen jener Hanseaten heiraten, deren Namen so gut klangen, deren Wohnungen so aristokratisch waren, deren Kleidung und Gebaren jeden Lord austach, und die im Grunde doch nur Geldmacher waren, Hausierer, Trödler, wie die vom Mühlendamn. Er haßte diese selbstsichere Sorte, die einst Heine verhungern ließ. Er sah ihren Gatten deutlich vor sich, wie er vor der Börse stand: glattrasierten, feisten Gesichtes, ein zuvorkommendes Lächeln um die verkniffenen Lippen. Er sah ihn bei Kempinski am Jungfernstieg, bei Jan Cölln, bei Deefe — Und immer deutlicher empfand er, wie spottschlecht dieser dicke, prosaische Bursche zu diesem feinen, sensiblen, melancholischem Geschöpf paßte —

Und wenn er, Jens Peter, dort einmal einen Anstandsbesuch machte, würde sie, ihrer Gattenpflicht eingedenk, ihm mit temperierter Freundlichkeit die Hand drücken und nach seinen Werken fragen. Ein Poet ist ja für Bürger immer etwas Interessantes — zumal ein gedruckter! Vielleicht würde er ihr auch leid tun. Und das wäre dann voll schmerzlicher Süße —

Aber nein, dazu kam es nie. Ganz einfach deshalb nicht, weil er nie mehr mit ihr zusammenkam.

Nein. Ihre Stimme würde nie zittern, wenn sie von der Begegnung mit ihm erzählte . . . Kein Hauch von Rot würde über ihre blassen Wangen fliegen, wenn man vor ihr von ihm sprach . . . Nein. Es war alles vorbei.

Und es war gut so. Ja. Es war gut. Ein

dumpfer Zorn packte ihn mit einem Male. Das müßte er ihr noch sagen oder schreiben, damit sie nicht etwa dachte, er bettelte nach ihrer Gunst. „Gnädiges Fräulein, lernen Sie aus dieser Affäre wenigstens dies eine: daß man einem Manne nichts Besseres tun kann, als daß man ihn frei läßt. Frei, bis er sich die Stirne einläuft. Einem Manne, sagte ich. Vergessen Sie das Wort nicht. Es ist im allgemeinen eine Rasse, die ausgestorben ist. Fesseln Sie den — mit den zartesten Fesseln, mit rosaroten Seidenbändern oder moderneren violetten (sehen Sie: so weltentfremdet bin ich doch nicht!) — fesseln Sie den, und er verliert sich selber. Bedenken Sie nur, wie lächerlich ein verliebtes Männchen ist! Wie ein stolzierendes Hähnchen, nicht? Die Augen hervorquellend, unentwegt auf das Hühnchen gerichtet. Es gehört zum Romischsten, was die im allgemeinen sehr ernsthafte Natur bietet. Denken Sie sich Dante in dieser Situation! Shakespeare, Galilei, Kant, Nietzsche! Lassen Sie Ihrer Phantasie freien Lauf. Es hilft nichts, nicht wahr? Der Myrthenstrauß im Frack hat den alten Zauber verloren. Begreifen Sie nun, meine Gnädigste, welchen Dienst eine Frau einem Manne erweist, den sie — frei läßt?“

Aber auch dies ging vorüber.

Zu ihm kamen die goldenen Träume voll Geigen-
singen und Weinduft und Küßen.

... Er traf sie zu Hause. Allein. Bei einer dieser greulichen Handarbeiten, an denen die Frauen ihre Finger zerbrechen und ihren Geist veröden. Aber — sie verstand, dabei noch Gehaltvolles zu lesen und

interessant zu plaudern. Aber an diesem Tage wurde nicht viel aus Plaudern und Lektüre. Quel giorno piu non vi leggemo avante!

... Während die Hände eifrig über die Arbeit hin und her flogen, neigte sie ihren dunklen Kopf tiefer. Er sah aber doch ihr Erröten. Und hob mit zarter Gewalt das Kinn hoch und küßte sie.

... Oder sie saßen beide allein in einem kleinen Gartenpavillon in Ovelgönne bei Hamburg. Das Häuschen war weit vorgeschoben, dicht an die steinerne Uferwand der Elbe, gegen die die Elbe bei Flut wütend und zornig anklatschte. Es war wohnlich eingerichtet und seine Hängelampe des Abends eine Art Leuchtturm. Ringsherum waren blühende, sorgsam gepflegte Gärten. Und beide träumten unter langsamen Küssen von der Hochzeitsreise, wenn sie auf die Schiffe draußen blickten, die da unten in die weite, weite Welt fuhren: nach Australien, zu den Wundern Indiens, in die Siedeglut des Suezkanals, nach den blütenumspunnenen Inseln Japans, nach dem eisstarrenden Kap Horn.

... Oder sie war in Gefahr und er befreite sie. Einmal im Dezember, auf dem Hamburger „Dom“, dieser hundertstraßigen Budenstadt, die sich vor Weihnachten auf dem Heiligengeistfelde aufbaut. Sie hatte sich, einer Laune folgend, in das Gewirr dieser grell erleuchteten Budenreihen gewagt, in diese vieltausendköpfige, amüsterlustige Menge, die bisweilen beängstigend auftaute. Und plötzlich wurde ein großer, stämmiger Gesell, dem man den Matrosen auch in seinem Bürgerrock ansah, zudringlich zu ihr. Viel-

leicht meinte er es gar nicht arg. Aber sie, die an andere Umgangsformen gewöhnt war, erschrak und sah sich hilfesuchend um. Der Fremde wollte sie küssen. Da sprang er dazu, stieß ihn mit einem wohlgezielten Nasenhieb fort und bot ihr den Arm. Sie hing zitternd darin und küßte ihn zum Dank für seine Tat.

. . . Oder beim Schlittschuhlaufen . . .

Allmählich schlief er, von der Hitze und der Aufregung ermattet, ein. Er schlief mehrere Stunden einen dumpfen, bleischweren Schlaf.

Als er erwachte, dunkelte es schon.

Auf dem Rückweg zum Bahnhof fiel ihm ein, daß er sich für heute ja mit Lucy verabredet hatte. Sie wollten in ein Garten-Variété der Hasenheide gehen. Es war schon viel zu spät, um sie noch zu treffen.

Es wäre ja auch unmöglich gewesen. Von Regine konnte er zu ihr doch nicht sprechen, und wovon sollte er sonst reden??

Zu Hause zündete er keine Lampe an, damit nicht ein Freund das Licht sah und ihn aufsuchte. Stundenlang saß er im Dunkeln und spann an seinen Träumen weiter.

Am nächsten Morgen kam eine Karte von Lucy, die voller Entrüstung war. Er überflog sie achselzuckend. Gleichzeitig kam ein Brief von dem Theaterbüro, dem er den „Adler“ zum Vertrieb überlassen hatte. Er sei vom „Theater des Nordens“ akzeptiert, — „einige kleinere Änderungen vorausgesetzt, über die wir uns in mündlicher Besprechung wohl schnell einig werden dürften.“

Er war „angenommen“!

Aber was ihn sonst mit tobender Freude erfüllt, ihn zu Cancan- und Indianertänzen begeistert hätte, ließ ihn jetzt ganz kalt: es schien ihm etwas ganz Selbstverständliches. Regine Luther brachte ihm Glück! Er würde es ihr aber auch vergelten und ihr das Glück tausendfach zurückgeben. O, er wollte nichts geschenkt.

Dies war der Gesichtspunkt, von dem aus allein ihn der große Erfolg freute. Nun kam auch die Versöhnung mit denen zu Hause zustande. Das mußte sein. Damit erleichterte er auch sein Geschick. Und der Verzicht auf sein Erbe, der ihm jetzt unglaublich leichtsinnig dünkte, würde nun leicht rückgängig zu machen sein.

Was für Augen würde sie machen, wenn er ihr erzählte, daß der „Adler“ aufflog und ihn, den „Ganymed“ zum Himmel trug? Sie war jedenfalls die erste, die es erfahren mußte.

Sorgsam bürstete er den Gehrockanzug, der so lange im Spind gehangen hatte. Es war doch gut, daß er ihn noch besaß! So recht paßte er nicht mehr — das fühlte er wohl — er war ja vor mehr als zwei Jahren gebaut — aber es war doch immerhin etwas Feiertägliches. Und — es war sonderbar, wie die Hülle den inneren Menschen veränderte! Er war viel sicherer im Auftreten und wies den Friseur, der ihm wieder einmal einen Scheitel zog, mit weltmännischer Arroganz zurecht.

Um die Mittagstunde stand er im Vestibül des Metropol-Hotels — den Namen hatte er zufällig

gestern im Gespräch aufgefangen — und fragte nach den Lutherschen Damen.

Regine war allein im Salon. Er hatte also Glück. Die Mama wurde noch frisiert.

Als er von der Annahme seines Stückes sprach, nickte sie und sagte etwas von der unbequemen Lage der meisten berliner Theater.

„Hatte sie nicht gehört?“

Er begann nochmals davon und renommierte schließlich mit Erfolgen. In diesem Winter noch würde er aufgeführt werden. Wahrscheinlich an drei Bühnen zugleich. Er übertrieb ungeheuerlich: auch im Ausland sei man auf ihn aufmerksam geworden. Kostand übersezte sein Stück ins Französische, und sein Freund Georg Brandes besorge die Übersetzung für das Dagmar-Theater in Kopenhagen.

„Nach Kopenhagen wollen wir in diesem Jahr hin, auf der Nacht Ihres Herrn Vaters.“

So so. Mit seinem Vater. Das war das fatalste Thema, das man vor ihm anschlagen konnte. War es mit Absicht geschehen? . . . Wie schön sie war! Wie dies Ebenholzhaar auf dem rassistigen, aus Elfenbein geschnittenen Kopfe saß, diesen Kopf voll königlicher Hoheit — ach Unsinn! Wann hatte je in Königspalästen solch eine Schönheit gelebt?

Sie schwieg jetzt andauernd und blickte von Zeit zu Zeit nach der kleinen Mlabasteruhr vor dem Spiegel.

Er sprach eine Viertelstunde fast ganz allein und suchte verzweifelt aus allen Kästen und Fächern seines Hirns Gedanken zusammen. Idee! Idee! Ein Königreich für eine Unterhaltungs-idee!

Mit jeder Minute sah er mehr und mehr das Haltlose seiner Situation ein.

Warum sprach sie nichts? Lud sie ihn nicht wenigstens aus Höflichkeit für den Abend ein, wo sie mit ihrer Mutter in Wannsee sein wollte? Er würde ja doch nicht kommen. Aber sagen konnte sie es doch.

„Mein Stück behandelt eine Szene aus dem Leben Cesare Borgias. Er erbeutet bei der Eroberung einer kleinen Stadt der Romagna ein junges Weib und behält sie bei sich —“

„Dann ist das Stück wohl nicht für junge Mädchen?“

Er war ganz verdugt über den Einwurf. „Müssen junge Mädchen denn nur fades Zeug lesen?“

Da stand sie auf.

„Meine Mama wird mich wohl schon erwarten.“
Jetzt mußte er auch gehen.

Als er auf der Treppe war, sich fest an dem kühlen Messinggeländer haltend, glaubte er, von drinnen ihr kurzes, nervöses Lachen zu hören.

Surrogate

Wronis saß, mit großer Nonchalance in den bequemen Korbfessel des Cafés zurückgelehnt, und rauchte eine Gianacis. Sein Gehrock war malerisch drapiert. Die Kellner und Pikkolos wurden mit herablassender Liebenswürdigkeit behandelt.

Lucy bemerkte seine totale Veränderung mit gemischten Gefühlen.

Anfangs war sie entzückt gewesen. Denn er imponierte ihr jetzt.

Wie anders war er früher oft gewesen: phlegmatisch, zerstreut, gedankenlos, mit einem deutlichen Stich ins Lächerliche; da hatte er zu allen Fremden — auch zu Kellnern und Zeitungsjungen — mit so leiser, zaghafter Stimme gesprochen, daß diese es für Schüchternheit gehalten und ihn verulkt hatten. Viertelstundenlang hatte er wortlos gesehnen, um dann jäh aufzufahren und einen Sprudel von Paradoxen, Geistreicheleien und Projekten über sie zu ergießen, um wiederum die Beute einer unerklärlichen Zaghaftigkeit zu werden.

Sie kam da nicht mit. Die Berliner in ihr fand es „thranig“ und „doof“. Auf Seelen=Quantierung verstand sie sich nicht.

Diese Veränderung zum Weltmännischen verstand

sie und bewunderte sie. Aber dann wurde sie wieder mißtrauisch: das Warum war ihr räthselhaft. Denn daß es nicht mit seinen gebesserten Finanzen zusammenhing, hatte sie bald heraus. Und als er eines Tages eingestand, seinen goldenen Ring mit dem Topas darin verkauft zu haben, erwachte ihr Argwohn.

Es gab ja nur noch zwei Möglichkeiten: entweder er näherte sich wieder seiner Familie oder — sie hatte eine Rivalin.

Ihr Fraueninstinkt entschied sich für das zweite, und manchmal glaubte sie irgend ein neues Parfüm zu wittern. Die Feindin!

Ob ihn die Familie nahm oder die „andere“ — sie verlor ihn. Und dieser Gedanke fachte die letzten Fünkchen ihrer Liebe an.

Beide sprachen heute nicht viel. Sie blättern in Zeitungen und lauschten der Musik.

Ein sehr elegant gekleideter Herr trat ins Café. Er war dick, mit rosigem Wangen und wohlgepflegtem Schnurrbart.

„Guten Tag, Fräulein Lucy! Wo kommen Sie denn her?“

Lucy war aufgesprungen und begrüßte ihn nun mit überströmender Freundlichkeit. Ihre Augen glänzten. Sie war ganz rot geworden.

Der dicke Herr beachtete ihn mit feinem Blick.

Als sie zum Tisch zurückkam, erzählte sie, es wäre ein früherer Chef gewesen. Sie stockte dabei und sah ihn nicht an.

Seine Stimme war messerscharf, als er fragte: „Mein Vorgänger im Reich?“

Aber im selben Moment tat ihm sein Angriff leid. Der Vorgang eben wurzelte sicherlich nur in ihrer unglaublichen Impulsivität, die sie zu allem Guten und Bösen im Handumdrehen fähig machte. Er legte die Hand auf ihren Arm: „Verzeih! Ich bin nur bißchen nervös.“

Sie fuhr empor, als hätte sie in Feuer gegriffen.

„Du willst mir Vorwürfe machen, du? Ich weiß auch, weshalb? Los werden willst du mich, weil du eine andere heiraten willst!“

„Ich will niemand heiraten.“ Er war schon wieder ganz ruhig.

„Meinst du, ich spüre das nicht? O, ich bin nicht so dumm, wie du denkst. Irgend ein feines Dämchen, nicht? So eine gebildete Gans . . . Aber hab' doch den Mut und sag' es doch. Denkst du, ich werde mich an dich hängen? Was habe ich denn von dir?? Etwas die Grau'sche Kneipe? und deine sauberen Freunde da? Meinst du, ich könnte nicht ganz was anderes haben??“

Zuerst hatte sie leise, zischend, dann aber bei der wachsenden Erregung lauter gesprochen; so laut, daß die Gäste ringsumher aufmerksam wurden und verwundert hinsahen.

Er wollte sagen: „Ich zweifle nicht daran. Ich gebe dich darum gerne frei.“ Aber er schämte sich. Auch für sie.

Ihn überkam ein seltsames, selbstquälerisches Bedürfnis, die zu beobachten, die er solange geliebt hatte. Wie häßlich sie in ihrem kleinen Zorn war!

„Wenn man kein Geld hat, geht man nicht mit einem Mädcl wie ich!“

Da fuhr er zusammen und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Sie war augenblicklich still.

Der Kellner kam. Pronig zahlte.

Draußen hing sie sich wie sonst in seinem Arm. Als sei nichts geschehen.

Er beherrschte sich und begleitete sie bis vor ihr Haus. Er spürte das Zittern ihres Armes und fühlte ihre um Verzeihung bittenden Augen. Aber er hütete sich wohl hinzusehen.

Wie oft hatte er nicht in der letzten Zeit erwogen, von ihr los zu kommen. Denn die heutige Szene war ja nicht die erste ihrer Art gewesen. Vom Gedanken bis zum Entschluß und von da zur That war ein so weiter Weg . .

Er brauchte dann nur wieder vor ihr zu stehen — dann gefiel ihm ein neuer, unbekannter Zug im Gesicht, eine Biegung des Nackens, der Klang eines leise gesprochenen Wortes. Sie reizte dann unbewußt den Poeten in ihm. Das fühlte er und — er war fast stolz darauf: War's nicht eine Bürgschaft dafür, daß er Künstler war? Künstler bis in die Fingerspitzen?

Aber diesmal — diesmal — wollte er fest bleiben: Regine Luther sah ihn mit hochmütigem Lächeln an, und er genierte sich. Dies kalte, zugespitzte Lächeln verscheuchte die Phantasmen.

Lucy bemühte sich, den Abschied zu verlängern.

„Wann sehen wir uns wieder?“ Es kam schüchtern,

kindlich, hilflos heraus. Vielleicht lag es auch nur daran, daß sie etwas lispelte . .

„Ich werde schreiben.“

„Ja, Jens Peter! Morgen, ja?“

Er nickte, grüßte mit etwas übertriebener Höflichkeit und ging fort.

Einen Augenblick wollte sie ihm nach. Aber diese Höflichkeit, die ihr aus einer Sphäre zu kommen schien, die unnahbar war, verletzte sie tiefer, als wenn er sie geschlagen hätte.

* * *

Inzwischen saß Martin Melcher mit Zelewski im Grau'schen Lokal. Jeder an einer Seite des Tisches mit der Landkarte. Zelewski bei Dänemark, Melcher nahe den Schweizer Bergen.

Zelewski zog den bestellten Kognak näher heran, schnupperte erst eine Weile an ihm herum, zog sein Gesicht in Falten der Zufriedenheit und trank ihn aus. Dann schmagte er und gab sein Urteil ab: „Trinkbar.“

„Bischen schwach,“ grunzte der Maler.

„Schwach? So?“ Um dieser Eigenschaft des Trankes auf die Spur zu kommen, bestellte er gleich einen zweiten.

„Hast du eigentlich heute schon was getan, Zacharias?“

„Ich? Ich arbeite immer. Ihr werdet sehen, wenn mein Werk erscheint!“

Dann blätterte er in Melchers Skizzenbuch und vermiste bei den Zeichnungen „Schlagschatten,“ „Weichheit“ usw.

„Wo dieß Parasit bloß die Dreistigkeit zur Kritik hernimmt,“ dachte der Maler. Laut sagte er: „Wenn man, wie ich jetzt, für Witzeblätter arbeitet, muß man bestimmte Grenzen einhalten.“

„Ja, ja, die Kuli-Arbeit!“

„Seit mein Mäcen in Seligkeit entschlafen ist, was du vergessen zu haben scheinst, bleibt nicht viel übrig. Oder meinst du, es macht mir absonderliches Vergnügen?“

Der andere überhörte die Frage. „Ich muß nun aber meine Frau abholen. Den Kamdohr und Tacke bringe ich mit. Wo steckt eigentlich Pronig?“

„Er hat sich acht Tage lang nicht sehen lassen. Man müßte ihn mal auffuchen.“

„In einer halben Stunde bin ich zurück.“

Er war kaum draußen, als Pronig eintrat. Er war eine ganze Zeit in der Straße umhergeirrt und hatte sich endlich dazu gezwungen, hierher zu gehen. Hier war man wenigstens nicht allein. Hier fand man ein Echo.

Der Gedanke, jetzt in der einsamen Stube zu sitzen, flößte ihm Grauen ein.

„Wir haben dich her suggeriert, Poet!“

Pronig trank hastig sein Bier und schwieg.

„Wenn man kein Geld mehr hat —,“ dieser Satz Lucys saß ihm noch im Ohr. Vor wenig Tagen noch hätte er ihm ein Lächeln entlockt. „Sans six sous et sans souci.“ Aber jetzt wirkte er wie ein Peitschenhieb. Und jetzt sprach den Satz nicht mehr Lucy Valentin, sondern Regine Luther! Regine —

„Du siehst so mies aus“, begann Melcher wieder.

„Du willst mich doch nicht anpumpen. Ich habe schon Zelewski abgewimmelt.“

„Ich bin bald so weit.“

„Wie Zelewski?“

Im Stuhl weit zurückgelehnt, die Hände um den Tischrand geklammert, sah Pronig ihn groß an. „Nein. Soweit komme ich nie. Nie. Das verspreche ich dir.“

„So feierlich??“

„Aber es muß ein Wunder geschehen. Jetzt geht es noch. Etwas Geld habe ich ja noch. Aber ich kann die Wochen abzählen, nein Monate, wo es zu Ende ist. Und verdienen, dieses groschenweise Ausnügen meines Gehirnschmalzes, ist mir so entsetzlich zuwider. Und ich bin ja auch so unmenschlich unpraktisch.“

„Und das Theater des Nordens?“

„Will Zuschuß zur Erstaufführung haben.“

„Bande!“

„Es ist ein Vergnügen, nicht wahr, sich sagen zu müssen: diesen Genuß hast du zum letztenmal, mein Lieber. Es schmeckt einem gar nichts mehr. Es ist nur gut, daß ich keine rechte Herzliebste habe, — ich könnte ihr gar nichts schenken!! Denk, wäre es nicht entsetzlich, wenn — ich will mal den Fall nehmen: etwa eine Jugendfreundin, eine Kindheitsgenossin meinerwegen, käme hier durch Berlin durch und alles flammte zwischen uns lichterloh auf! Und ich liebte sie! Liebte sie mit stiller, reiner Liebe, Martin —!!“

Also daher! — dachte der Maler. Jetzt verstand er den Freund.

„Glaubst du an Wunder?“

„Nee.“

„Warum eigentlich nicht? Warum soll ein Künstler nicht den Wunderglauben haben? Wir sind doch alle dem Zufall, dem Wunder preisgegeben, leibeigen! Alles ist davon abhängig. Man trifft am Montag die kleine Blonde und man verliebt sich in sie. Hätte man an dem Tag Zahnschmerzen gehabt, hätte man am Dienstag die Brünnette gewählt und ein Teufelsherz gegen eine Kinderseele eingetauscht. Und wäre grenzenlos selig geworden. Man taumelt durch das Leben! Wie sollte man auch nicht? Auf der schwebenden Kugel im Raum? . . . Man ist doch am Ende kein Jongleur, he?“

Er stützte den Kopf in beide Hände und lachte vor sich hin.

„Was du wohl davon verstehst, möchte ich wissen! Du siehst in eine dunkle Kammer, wenn du in mich hineinsiehst . . . Licht her! Aber du hast nicht genug. Gib dir keine Mühe, Alterchen: du siehst doch nichts.“

Melcher sah ängstlich seine fiebernden Augen. Schauspielerte er? War es echt? Warum kamen denn nur die anderen nicht?

„Ach, ist das ein Leben! Ist das nicht ein Hundeleben, das man führt? Martin, wo sind unsere Träume geblieben? Nicht mal ein Bers blieb davon. Ein lumpiger, klingender Bers.“

„Ich bin mit meinem sogenannten Zufall zufrieden —“

Pronis hörte ihn gar nicht an.

„Ist das ein Leben, wo man sich an Surrogaten förmlich mästet? Denk nur mal nach: man wacht

früh vergnügt auf, frisch und froh — die Sonne scheint ins Zimmer — man denkt: Gott, wie schön ist eigentlich die Welt! Und es kommt die dicke Wirtin mit dem Kartoffelbauch und bringt die dünne, lauwarme Kaffeebrühe und erzählt, daß Frigchen sich an Kuchen den Magen verdorben hat. Da liegt verdammt viel Stimmung drin, was? Statt Morgensonnenschönheit die alte Bettel. — Man müßte auf sonnigen Höhen sitzen, roten Wein schlürfen und schöne Worte aneinanderklingen lassen, daß sie tönen wie Kristall! Und man sitzt in dieser Schauerfneipe, weil sie so billig ist, trinkt dies Bier und fragt, was Kleemann, der Schmierfink, herausrücken wird! Man müßte eine stolze Liebe haben — eine Liebe, zu der man emporsieht, an der man engelstfroh und teufelstark wird und — und —“

Er wollte vollenden: „— und man küßt Lucy.“ Aber dies sprach er doch nicht aus.

„Das ist konfus. Und beweist nur, daß Norddeutsche alles sein können, nur nicht Bohémiens!“ sagte Melcher. Im Grunde aber war er traurig. Was war dem Freund geschehen? So hatte er ihn noch nie gesehn. Wer hatte Schuld? Hatte diese Lucy in dies feine Gewebe mit ihren plumpen Händen gegriffen und es verwirrt? War es die Neue, Ungekannte, nach der er nicht fragen mochte? Die war noch gefährlicher. Das fühlte er heraus. O, er hätte sie erwürgen können —

Da kam Zelewski mit dem Lyriker und einer ganzen Schar, die er zufällig getroffen hatte. Alle waren schon sehr animiert.

Einer war Musikkritiker, ein stämmiger, untersehter Mensch mit einem Negergesicht.

Er holte aus seiner großen Ledertasche ein Manuskript hervor.

„Hören Sie mal, habe ich den nicht gut abgeschlachtet?“ Und er las: „Seine musikalischen Gedanken sind bleichsüchtig zum Erbarmen. Seine Musik ist mit Kakophonien wie ein überheizter Motor geladen, der nun ziellos in das unglückliche Publikum hineinrast und Opfer fordert. Manche Stellen sinken zu tierischen Naturlauten herab — wahrscheinlich, um die Paradiesstimmung dieser ‚Eva‘ genannten Sinfonie zu charakterisieren. Tohumabohu. Alles ist wüst und leer. Und der Geist des hoffnungslosesten Dilettantismus schwebt über den Wassern. Und dazu wird man in diesen schönen Spätsommertagen in die Philharmonie gelockt! Usw. . . Fein runtergerissen, nicht wahr?“

Zelewski schrie Bravo.

„War denn heute Konzert?“

Der Kritiker sah den Frager — es war Pronis — verächtlichen Blickes an.

„Halten Sie mich für einen Pedanten? Das ist die Kritik für das neuentdeckte Genie aus Slavonien oder Slowakien, das morgen seine Kompositionen verzapfen will.“

„Morgen??“

„Na ja.“

„Machen Sie das immer so?“

Der Kritiker verschloß wortlos seine große Tasche und sah nur Zelewski achselzuckend an. —

Es wurde noch sehr lustig. Um zwölf erzählte Zelewski, er habe in einer alten Chronik entdeckt, daß einer seiner Vorfahren polnischer König gewesen sei. Wahlkönig. Und auch nur ein halbes Jahr. „Aber es läßt sich nicht leugnen, daß Königsblut in meinen Adern rollt. Es verleugnet sich nicht: herrschen muß ich. Wenn auch nur in einem kleinen Kreis wie diesem.“

Einige riefen: „Es lebe der König!“

Melcher sagte: „Soviel ich noch aus der Geschichtsstunde weiß, war ein König damals soviel wie heute ein Stadtverordneter.“

Zelewski hörte solche Dinge nie. Er donnerte: „Als moderner Mensch freilich verzichte ich auf jede Aufwärmung meiner Privilegien, z. B. auch meines ‚von‘. Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Darauf trank er einen Pfefferminz, der abscheulich grün aussah.

Dann schnornte er den Lyriker um eine seiner guten Zigarren an.

Der blieb aber hartherzig. „Du hast ja gestern eine halbe Kiste geschenkt gekriegt. Von Kraag. Schämst du dich nicht? Kennst du nicht die Geschichte von dem armen Mann, der nur eine Zigarre hatte, und dem reichen Mann, der einen Tabakladen besaß und dem armen Mann dennoch die letzte Zigarre raubte?“

Zelewski aber schwor, nie eine solche Legende gelesen zu haben. Selbst nicht in seiner theologischsten Zeit.

Als man ihm nicht glaubte, gab er sein „Königswort“ zum Pfande.

Die Madonna des Cima da Conegliano

Ferdinand Kraas war in Steglitz in dem neuen Atelier Melchers gewesen, hatte ihn aber nicht angetroffen. Die Portierfrau hatte ihm geöffnet, da er sich als Käufer ausgegeben, der sich die Bilder des Malers mal ansehen wolle.

Er hatte alles genau betrachtet, jedes Bild, jede Studie umgedreht, jedes Skizzenbuch durchblättert, ohne etwas Bedenkliches zu finden. Nichts darin hatte mit seiner Frau zu tun. Höchstens der Hund, der in verschiedenen Augenblicksbewegungen hier festgehalten war, konnte der Terrier Purzel sein, den sie zum Geburtstag bekommen hatte. Aber es war doch zweifelhaft.

In das kleine Kabinett jedoch war er nicht gelassen worden, da Martin Melcher den Schlüssel dazu immer bei sich behielt. Das genügte, seinen Argwohn zu heller Flamme aufschlagen zu lassen. Er machte einen Bestechungsversuch. Die Frau nahm das Geld, konnte es aber nur für das nächste Mal versprechen. Er kniete sich sogar hin, um genauer durch das Schlüsselloch zu sehen, entdeckte aber nur ein tapetenartig gemustertes Brokatstück, das über einen Reiseforb geworfen war.

Sein Mißtrauen und seine Eifersucht loderten

weiter, während er zum Potsdamer Bahnhof fuhr und von da in einem Auto nach Hause sauste. Seine Phantasie belebte das verschlossene Gemach mit abscheulichen Szenen, die da vorgegangen waren.

Untermwegs ließ er paarmal halten, da er den Maler zu sehen glaubte. Es war jedesmal ein Irrtum. Und daß er ihn nicht sah, lenkte seinen Argwohn nach einer anderen Richtung: warum sollte sie sich die Unbequemlichkeit einer Steglitzer Fahrt machen? Er, der Galan, war natürlich bei ihr —

Kurz vor Tegelort bezahlte er schon und sprang dicht vor seinem Haus ab, um durch den Vorgarten schnell in das Innere zu stürzen, ehe jemand die hintere Türe benützen könnte.

Melcher konnte ihm nicht entrinne.

Er entrann ihm auch nicht. Denn er war gar nicht da.

Isolde wußte sofort, was es zu bedeuten hatte, als er ohne weiteres in ihr Zimmer stürmte, armfuchtelnd und mit Späherblicken.

Sie kannte ihren Mann.

Das Mißtrauen überfiel ihn von Zeit zu Zeit. Wie ein Hund, der lange geschlafen hat, reckte es sich, streckte sich, blinzelte ins Licht und fuhr dann plötzlich sinnlos kläffend in den Tag hinein.

Er ging schwer atmend im Zimmer auf und ab.

Endlich begann er im erzwungenen Plauderton: „Ich sah gestern den Maler den — wie heißt er doch? — den Melcher.“

„So?“

„Er ging mit einer dicken Blondine Arm in

Arm. Wohl sein Schatz. Diese Maler sind doch tolle Kerle."

Sie fuhr herum.

"Das glaube ich nicht."

Er tat ganz unschuldig.

"Manu? Wenn ich's dir doch sage! Ich hab's doch gesehen. Interessiert dich das überhaupt so??"

Nun ärgerte sie sich, daß sie auf den plumpen Trick hereingefallen war.

Natürlich war es erlogen. Oder sollte es doch wahr sein? Diese Modelle waren gewiß leichtsinnig. Wie leicht konnte eine ihn umgirt haben! Aber vermochte er in solche Nege zu fallen — zur gleichen Zeit, wo sie ihm ihre Liebe schenkte? Sie empfand einen stechenden Schmerz bei dem Gedanken.

Aber gleich darauf warf sie ihn weit weg. Sie hätte es ihm ja beim ersten Blick anmerken müssen. Sie kannte ihn ja so gut. Jedes Zucken seiner Augenlider konnte sie deuten, jede Nuance seines Händedrucks, seiner Küsse. Nicht einmal im Scherz bekam er es fertig, sie zu überlisten: sie spürte sein heimlichstes Kichern und ertappte ihn jedesmal dabei.

Nein. Nein, ihr lieber Bär war wohl fähig, sie im Liebeswahnsinn zu morden, aber nicht sie zu betrügen, wie der Kommiss Friedrich Wilhelm Schulze sein Verhältnis hintergeht.

"Er hat Geschmack," fuhr Kraaz fort. "Die könnte mir auch gefallen. Da hat man doch was. Ein gutes Stück in die Wirtschaft — das muß man sagen!"

"Dann mach' sie ihm doch abspenstig," sagte sie

lachend und ging hinaus in den Garten, wo sie ihr Terrier mit freudigem Gebell empfing.

Kraak blieb verdutzt stehen. Irrte er sich doch?

Und er dachte daran, wie Zelewski ihm neulich nach einer solennen Kneiperei, wo sie einander Brüderschaft zugetrunken, unter Tränen versichert hatte, daß die Frauen immer noch zehnmal besser wären als die Männer.

Aber das ärgerte ihn jetzt wieder. Eigentlich hatte es ihn schon damals geärgert. Er war nur nicht gleich auf die richtige Entgegnung gekommen. So etwas dauerte bei ihm immer länger, als ihm lieb war.

„Was verstehst du überhaupt von Frauen?“ Das wäre die einzig richtige Antwort gewesen.

Und ferner: „Du hast gut reden, du alberner Schwäger, du hast die Frau den ganzen Tag nicht zu Hause. Du siehst sie drei Stunden von den vierundzwanzig des Tages. Die übrigen bist du fern von ihr oder schläfst. Meinst du, daß ich mich mit meiner Frau überwerfe, wenn ich am Schreibtisch sitze oder bei Patienten bin? Weit gefehlt! Die besten Freunde sind wir, wenn ich dann nach Hause komme. Du sollst mal sehen: die Zärtlichkeit! Das ist was anderes, wenn die graziöse Isolde einem 'nen Kuß auf den Mund drückt als deine — wir wollen mal höflich sein — doch recht plumpe, spießbürgerliche Frau. Ich will damit nichts gegen sie gesagt haben. Im Gegenteil: ich habe volle Hochachtung vor ihr. Ich bin überhaupt mit etlichen anderen der Meinung, daß sie viel zu schade für dich ist. Ja wohl, viel zu schade. Und wenn du auch zehn-

mal die Brille rückst, — ich wiederhole es: viel zu schade!“

Die Adern auf seiner Stirn schwellen an. Er reckte drohend die Faust nach dem gedachten Gegenüber.

„Wenn ich etwas gegen die Frau gesagt habe, so ist das nur ästhetisch gemeint. Etwas, wovon du freilich nichts verstehst. Du kannst mir — das wollen wir bei der Gelegenheit gleich feststellen — überhaupt nicht mehr imponieren. Der Staub, der in deinen alten Scharteken sitzt, ist dir ins Gehirn gedrungen, du niehest und spuckst es aus und gibst es für Weisheit aus. Es ist aber nur Dreck und bleibt es, du — du polnischer Zaunkönig, du! Deinen Bierzehntelbrüdern magst du imponieren. Mir nicht. Mir nicht. Und ich, als Akademiker, bezweifle überhaupt, ob du je theologische Bildung genossen hast. Beweise her! Beweise, sage ich!“

Er stand finster, aufrecht, groß. Wie Shylock.

„Beweise! Nun, wo sind sie? Haha. Die willst du wohl auch erst von deinen fliegenden Buchhändlern kaufen oder von Kleemann? Pfundweise, nicht wahr? Kannst du Hebräisch? Das wäre ein Beweis. Aber du kennst vom Hebräischen nur die Pfandleihe, wo ihr eure Eheringe versetzt, wenn es Matthäi am Legten ist. Und das ist ein Skandal: Eheringe zu versetzen, auch wenn sie ungraviert sind wie eure. Aber ich will mich nicht länger mit dir herumärgern. Wie sagte doch der angeblich große Frig bei Leuthen? Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!“

Er ging nach dem Wandschränkchen, das den alten Sherry enthielt, und goß sich ein Glas ein.

Er trank noch zwei. Erst da glaubte er zu spüren, daß sich sein wallendes Blut geglättet.

Aber ein Nachgrollen seines inneren Gewitters war noch in den abgebrochenen Silben zu spüren, die er ab und zu hervorstieß.

Möglich blieb er vor der kleinen Landschaft stehen, die Melcher neulich gestiftet hatte. Seine Gedanken, die den langen Umweg über Zelewski gemacht hatten, fanden sich wieder zum Hauptgeleise zurück.

„Der Umgang mit Melcher muß aufhören — von Stund an!“

Und verschiedenes andere mußte auch aufhören. Zum Beispiel, daß Isolde so oft allein nach Berlin fuhr — — Herrgott, war er denn blind gewesen? Wie hatte er das nur erlauben können!

Aber das hatte nun ein Ende — —

„Das hat nun ein Ende,“ sagte er auch draußen, als er im Vorgarten auf seine Frau zutrat.

„Was?“ Sie spielte mit dem Terrier.

„Das hat ein Ende!“ Jetzt war es bedeutend lauter.

„Schrei nicht so! Die Leute hören es ja.“

„Sie sollen es auch hören. Bald werden es noch mehr hören. Natürlich ist er wieder hier gewesen.“

„Wer?“

„Na, dieser — dieser Pinselheld, der Melcher.“
Sie schwieg achselzuckend.

In ihm begann es zu kochen. „Oder ist er etwa noch oben?? Sag's gleich! Sag's lieber gleich!“

Sie drehte sich nicht nach ihm um.

Da packte er sie am Arm.

„Du kommst jetzt hinein.“

Seitwärts am Hause, wo die Küchenräume waren, bewegte sich eine Gardine.

Sie preßte die Lippen aufeinander und folgte ihm ins Zimmer.

„Wo ist Melcher?“ schrie er. „Rede! Oder —“

„Oder??“

Er wagte doch nicht zuzuschlagen.

„Hier bleibst du stehen und rührst dich nicht!“

Er hob die Tischdecke auf, ging ins Nebenzimmer, schloß die Schränke auf, ging ins Schlafgemach, kroch halb unter die Betten und sprach während dessen halbe Worte und Bervünschungen.

In diesem Augenblick spürte sie, wie das letzte Band zwischen ihr und diesem Menschen zerriß, der sie nur geheiratet hatte, um ein Besitztum mehr zu haben, der nie, nie um sie geworben hatte.

Mit großen, verwunderten Augen sah sie seinem wilden Gebaren zu.

Wie grotesk er auch aussah in diesem erregten Zustand, der ihm das Gesicht erhitzte und ein Ohr — das rechte — rötete, als hätte er dorthin einen Schlag bekommen.

Plötzlich kam ihr der Gedanke: ob er auch so eifrig suchen würde, wenn er nicht genau wüßte, daß Melcher nicht da wäre —

Und sie lachte laut.

Etwas verlegen erhob er sich.

„Da hast du auch den Schlüssel zu meiner Brieflade. Vielleicht findest du da etwas.“

Sie warf lachend den Schlüssel auf den Tisch und ging hinaus.

Draußen setzte sie den Hut auf und piff Purzel herbei, um mit ihm an den See zu wandern.

Sie hatte ihren Mann zu beschämen gedacht.

Aber sie hatte sich in ihm verrechnet.

Dr. Kraag nahm den Schlüssel und öffnete die kleine Truhe seiner Frau.

Er stöberte eine ganze Weile darin umher und entdeckte endlich ganz unten einen Silbrief, der Melchers Handschrift trug.

Er riß den Bogen heraus.

Das war der Brief, in dem Martin Melcher seine Frau bat, gemeinsam ins Museum zu wandern, um ihre Schwester, die Madonna auf einem Bilde des Cima da Conegliano, zu suchen. Er werde warten wie ein Ritter Toggenburg usw.

Es war der einzige Brief, den Frau Isolde von Martin bewahrt hatte.

Alle anderen — viel waren es nicht gewesen — hatte sie stets rechtzeitig vernichtet.

Bomben

Alle sahen erstaunt auf, als Dr. Kraaz in Graus Lokal eintrat. Er war bisher hier nie aufgetaucht und war auch jetzt ziemlich geniert.

„Hierher!“ rief Zelewski. „Wir sind stolz, die Pfahlbautenbewohner begrüßen zu können. Wo aber ist die Göttin des Hauses?“

Er trank ein Glas mit schmerzlicher Gebärde aus, ehe er mit dem Pathos des Schmerzes antwortete: „Mir ist tiefes Leid widerfahren.“

Aber er fand nicht das Echo, das er erwartete.

Leo Fresenius trat ein. Frisch, strahlend, voll jovialer Fröhlichkeit, eine dickgeschwollene Aktenmappe unter dem Arm.

„Gute Kunde, verehrte Zeitgenossen!“

Und alle, außer Kraaz, der grollend vor sich hinsah, wollten wissen, was er erreicht hatte.

— Im Laufe des Sommers und auch in diesen Herbsttagen fanden in allen Stadtteilen diese kleinen, intimen Versammlungen statt, in denen den ahnungslosen, vertrauensseligen Besuchern neben den lyrischen und musikalischen Novitäten die revolutionären, menscheitsbefreienden Privatideen Ibo Rays eingeträufelt wurden wie das Gift in das Ohr des schlafenden Dänenkönigs.

In aller Seelen wurde das Samenkorn von der neuen notwendigen Partei gepflanzt.

Das war der Zweck dieser Versammlungen. Der große Schlag sollte zu Beginn des Winters geführt werden.

Denn man hatte inzwischen Geld genug, um ein großes Lokal mieten und riesige Affichen an Sitzsäulen, augenfällige Inserate in die Zeitungen setzen zu können. Das würde ziehen. So was zog in Berlin immer.

Fresenius hatte es übernommen, in kaufmännischen und industriellen Büros Zettel und Billets abzugeben, in Bezirksvereinen und politischen Diskussionsklubs für die bevorstehende Parteigründung zu interessieren, inferiore Politiker persönlich zu bearbeiten, aufzureizen oder mit dem Gedanken vertraut zu machen, — kurz alle Welt auf die Sache hinzuweisen, sie mit der Nase darauf zu stoßen.

Er war nicht müßig.

Er war den ganzen Tag unterwegs. Und auch in den Erholungspausen — in den Lokalen — propagierte und agitierte er. Seine Kenntnis des Berliners und seine ulkigen Redewendungen kamen ihm dabei sehr zu statten.

Wenn er auf einen nichtsahnenden Trinker zuschritt: „Sagen Sie mal, haben Sie soeben Kaviar gegessen?“ und auf das Wieso antwortete: „Sie sehen so — ‚verstört‘ aus“ — dann hatte er damit schon einen Angelhaken in die Seele des Angeredeten geworfen. Auf alle Fälle wurde er dann doch mit Ruhe angehört.

Er genierte sich auch nicht, das Blaue vom Himmel zu versprechen, Posten in der neuen Partei zu verleihen, hohen Verdienst vorzugaukeln, mit den reichen Geldgebern zu renommieren, die im Hintergrunde hockten. Alle Vertrauensfeligen fielen auf sein gutmütiges, biedermännliches Gesicht, auf seine ehrlichen Augen hinein. Und oft pumpten sie dem bedeutenden Mann, den man sich für die Zukunft warm halten mußte, bis zur Erschöpfung ihrer Kasse.

Er hatte sich einmal gewünscht, „Baron von Fresenius“ zu heißen, um dann „bis zur Erschlaffung, bis zur Unkenntlichkeit“ pumpen zu können. Jetzt brauchte er die Metamorphose zum Baron gar nicht mehr. Es ging auch so.

Täglich wurde er seiner Menschenkenntnis froher, soweit sie sich auf die Berliner bezog. „Man muß etwas Neues, Originelles auf den Markt werfen. Darauf fällt der Berliner immer rein. Und es ist ganz egal, ob das Neue eine Kunstrichtung, eine Wandlung im Zirkus- und Varietéwesen oder etwas Religiöses oder Politisches ist, wie jetzt.“ Das war die Weisheit, die er mit Löffeln gegessen hatte, und die ihm jetzt so überraschend zugute kam.

Aber es kam auch der guten Sache zugute. Damit beschwichtigte er die seltenen Anwandlungen seines Gewissens.

Nur einmal trat er ins Fettnäpfchen.

Das war, als er sich im sozialdemokratischen Verein seines Bezirks als Mitglied anmeldete und am ersten Zahlabend seine Erkenntnis von der Notwendigkeit der „Versöhnungspartei“ produzierte. Von

den einen wurde er für einen Spizel gehalten, von den anderen für einen Missionar. Das Ende vom Liede war, daß der Kassierer auf einstimmigen Beschluß der Versammelten ihm das eingezahlte Geld zurückgab, das Mitgliedsbuch einforderte und ihm die Türe wies.

Noch auf der Straße hörte er das „F. K.“ Er wußte als Berliner sehr gut, daß das keine Schmeichelei war, sondern „Fauler Kopp“ hieß; aber er fand zum erstenmal keine witzige Entgegnung.

Er kam sich damals etwas als Märtyrer vor, und da er durchaus keine Anlage zu diesem heiligen Beruf hatte, beschloß er, fortan nur bei neutraleren Elementen Versuche anzustellen.

Er schmückte dies letzte Erlebnis jetzt bei der Wiedergabe seiner Agitationsreisen mit viel Phantasie aus und bemerkte so nebenbei, daß man ihm wohl eine Beleidigungsklage an den Hals hängen werde, weil er den Noten allzudeerb die Wahrheit gesagt habe.

Auf Zelewski's Antrag wurde beschlossen, diese Klage auf gemeinschaftliche Kosten durchzusetzen.

Jetzt endlich konnte Ferdinand Kraag sich wieder bemerkbar machen.

Erst zog er die Augenbrauen hoch, legte dann das Gesicht in Falten, so daß die Nase wie verlängert ausfah, und sagte endlich: „Eine Bombe ist eingeschlagen!- Euer Maler, der Melcher, hat an meine Frau — an meine Frau! — einen Eilbrief geschickt, als ich weg war, und sie ins Museum bestellt. Natürlich gab mir meine Frau den Brief.“

Darauf räusperte er sich und blickte sich um.

Alle waren still.

Pronig war wie vom elektrischen Schlag getroffen. Fresenius zwinkerte dem Lyriker zu. Amanda klappte die Augen nieder.

Zelewski faßte sich zuerst. „Natürlich ist er in unseren Augen gerichtet.“ Und dann nach einer kurzen Weile: „Darf man den Brief vielleicht lesen?“ Jetzt hatten seine Augen unverkennbare Ähnlichkeit mit denen seines Haustieres Bepasian.

„Aber ja! Wir sind ja unter uns.“ Er hatte erst das berlinische „entre nanu“ anwenden wollen. Es paßte aber wohl doch nicht zur Situation.

Alle steckten die Köpfe zusammen und lasen. Man hörte nur abgebrochene Worte: „— — verzeihen Sie das Ungewöhnliche — — mit dem Ungewöhnlichen der Situation — Ihre Schwester, die Madonna des — — warte wie weiland Ritter Toggenburg —“

„Wie Ritter Toggenburg? Haha! Da ist Ihre Frau wohl stolz darauf?“ Amanda lachte sehr laut. Aber ihr Lachen schien etwas gezwungen. Fresenius glaubte etwas wie Neid darin zu erkennen.

„Was für ein jämmerlicher Bursche ist dieser Doktor,“ dachte Pronig. „Er hat nicht mal verdient, von Isfolde betrogen zu werden. Denn in dem Betrogensein findet er ja noch immer Interessantes für sich. Und betrogen ist er natürlich, wenn er es auch nicht wahrhaben will.“

Jetzt fiel ihm auch auf, daß sich jener gar nicht an ihn wandte. Lag das nur daran, daß er Martins intimster Freund war? Oder — —

Der Lyriker sagte: „Es ist empörend.“

„Da seht ihr,“ explodierte Zelewski. „Was das mit diesen — sogenannten Künstlern auf sich hat. Immer moderne Schlagworte, womit sie gediegenen Kennern imponieren wollen! Beardsley und Utamaro und dieser Cima da Conegliano, von dem ich gar nichts kenne. Nichts Gediegenes dahinter. Neulich fragte ich ihn mal nach Anzengruber. Meinst du, er hatte auch nur eine blasse Ahnung? Ich zählte ihm die Stücke auf. Er kannte nur die ‚Kreuzelschreiber‘. Das einzige, wo ganz von weitem ein Haut-goût-Geruch weht. Charakteristisch, was? Und der sollte unsere neuen, die Menschheit reinigenden Ideen kopiert haben und sie künstlerisch verwerten? Lächerlich! Aber ich habe es ja immer gesagt: Plakate für Fabriken zeichnen — das kann er. Aber sonst ist er nicht so viel wert!“

„Er kann auch noch einiges andere,“ bemerkte Pronig trocken.

Zelewski warf ihm einen wütenden Blick zu und griff zu seinem Seidel.

„Du mußt dich nicht aufregen, Zacharias. Das schadet dir immer so sehr!“ Seine Frau strich ihm begütigend über die Hand.

„Es ist toll,“ sagte Fresenius.

„Eine Gemeinheit ist's,“ entschied Zelewski. „Ganz einfach eine Gemeinheit.“

Kraag nickte ingrimmig. „Es war alles Berechnung bei ihm. Die ganze Zeit unseres Verkehrs hindurch. Den ganzen Sommer hindurch. Berechnung. Jetzt, wo die Blätter fallen, stirbt für mich auch der Glaube an die Freundschaft. Das ist nun vorbei!“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

Der Wirt kam herbei und flehte: „Aber meine Herren, meine Herren!“

Zelewski beachtete ihn nicht. „So etwas dir, seinem besten Freunde, anzutun, bei dem er immer gastfrei aufgenommen wurde und so viel Flaschen geleert hat —“

„Ja, nicht wahr?“

„Darauf trinken wir noch eins, nicht Krätzchen?“

„Jawohl!“ schrie der Doktor begeistert. „Noch zwei, Ober!“

Der Wirt hatte schon eingeschenkt und brachte das Bier. Dieser schreiende Herr stieg allmählich in seiner Achtung.

„Was macht der Roman?“ fragte Pronitz jetzt, um abzulenken.

Er hatte von einem Übersetzungsbüro einen englischen Roman zum Übersetzen bekommen und auf Zelewskis Bitte mit ihm Arbeit und Verdienst geteilt. Zweimal hatte er ihm schon das Geld für das Papier gegeben. Zelewski hatte sich anfangs wütend über die Arbeit gestürzt, dann sich aber mit demselben Glanz wieder davon entfernt. Von seinen zweihundert Seiten hatte er erst sieben übersetzt. Und die Arbeit war bald fällig.

„Die gute Hälfte ist drin,“ log er.

„Ich bin mit meinem Teil fertig. Wenn du willst, nehme ich dir was ab.“

„Ja. Ich bringe es dir morgen.“

„Zacharias klagt jetzt immer so über seine Augen.“
Amanda verteidigte ihren Mann. „Er darf überhaupt

jetzt, wo es zum Winter geht, nicht so viel lesen und schreiben."

"Ja, dann freilich —"

Schämte Zelewski sich gar nicht? Ließ er seine Faulheit ruhig von seiner Frau verteidigen?

Ramdohr kam an und lächelte.

Er machte vor jedem eine Verbeugung, vor Zelewski zwei. Und lächelte.

"Hm, Hm," machte Kraag, noch ehe er sich gesetzt. „Wissen Sie schon von Melcher?"

"Was denn, wenn ich fragen darf?"

"Lesen Sie!"

Ramdohr las, machte dann aber ein gänzlich verständnisloses Gesicht. „Das schrieb Herr Melcher —"

"— an meine Frau!"

"So, so."

"Ist das nicht eine Gemeinheit, mir, seinem besten Freunde, so was anzutun —"

"Nun ja —"

"— bei dem er unzählige Flaschen geleert," ergänzte Zelewski.

Endlich begann Ramdohr seine Meinung zu äußern: „Eigentlich finde ich es gar nicht so schlimm. Unter freien Menschen! Ein faux-pas. Gewiß. Ganz Ihrer Meinung. Aber im Museum —" Er lächelte.

Diesmal wurde ihm sein Lächeln zum Verhängnis.

"Was???" Sie grinzen über diese Frivolität? Sie verteidigen ihn wohl noch gar? Sie sind wohl einer von diesen — diesen sogenannten Freunden?? Mir, seinem besten Freunde, so was anzutun, wo er soviel Flaschen geleert hat und freundlich-gastfreundlich — ja."

Zelewski zog seine Stirne kraus. „Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Ramdohr — aber Sie sind mir ein Rebus. Haben Sie vielleicht mal Ciceros Rede gegen Verres gelesen? Nein? Ach so, richtig! Sie waren auf einer Realschule. Sie können nicht lateinisch. Nun, wenn Sie mich mal besuchen, zeige ich Ihnen die Stelle —“

„Ach ja, besuchen Sie uns doch mal!“ Amanda sah ihn beschwörend an. „Zacharias freut sich dann immer so sehr!“

Ramdohr errötete. Er dachte an Vespasian, den Igel. Er hütete sich jetzt aber, etwas zu sagen, und setzte sich in einen entfernten Winkel.

Kraaz sah mit Mißbehagen, daß die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet überzugehen drohte und rief laut: „Wenn er hier wäre, — ich wüßte nicht, was ich täte. Ich — — —“

Zelewski dachte einen niederträchtigen Gedanken, der ungefähr so aussah: „Ich weiß es: du würdest die Hände in den Hosentaschen ballen.“ Laut sagte er aber: „Ganz meine Meinung! Und darauf trinken wir noch eins, wie?“

Der Wirt kam schon mit gefüllten Gläsern.

„Wo steckt denn die Else?“ fragte Pronig.

„In den Posen, Herr Doktor! Sie muß morgen um sieben in der Schule sein.“

Dr. Kraaz beherrschte wieder die Situation: „Ein Mann wie ich, Herrschaften, der durch die Wahl seiner Frau bewiesen hat, daß er keine Vorurteile kennt — einem solchen Mann muß das passieren! Wissen Sie, was diese Tage in mir gemordet haben?“

Den Glauben an die Freundschaft haben sie gemordet."

Pronig warf gelangweilt hin: „Das haben Sie schon mal gesagt.“

Kraaz war sprachlos.

Zelewski rückte ihm näher. „Ich verstehe dich so gut!“

Beide schüttelten sich die Hände.

„Zacharias, du bist immer derjenige gewesen, der — du bist der Ehrenmann gewesen, auf Deutsch. Der Gefühlsrepublikaner im Gegensatz zu den Gefühlsplebejern, die mich nicht begreifen!“

Sie umarmten sich.

Amanda strahlte: ihr Mann hatte wieder einen Freund.

„Vielleicht gehört er zu jenen Naturen, die die Liebe nur in Verbindung mit dem Verbrechen beglückt: die z. B. nur verheiratete Frauen verfolgen?“ schlug der Lyriker vor.

Es wurde eine Lage gebracht und noch eine. Zelewski benützte einen unbemerkten Augenblick, um den Doktor um zwanzig Mark anzuborgen. „Ich habe sie mir gestern von Melcher geborgt — und will sie ihm zurückschicken. Unfrankiert, wenn's geht. Von dem Menschen behalte ich nichts. Du verstehst mich?“

Der neue Freund verstand und bewunderte sein Feingefühl.

„Sag mal, hast du eigentlich schon an's Gericht gedacht, Ferdinand?“

Er schien schon daran gedacht zu haben. „Es

geht nicht. Das wäre ja bloß Reklame. Das könnte ihm so passen."

"Nein. Deswegen natürlich nicht. Vielleicht aber wegen etwas anderem? Könnte man ihm nicht was andrehen? Vielleicht 'ne kleine Majestätsbeleidigung? Er war doch immer so frei in seinen Äußerungen."

Ehe der Vorschlag diskutiert werden konnte, kam, von allen begrüßt, Ibo Kay mit Tacke und Schönbeck.

"Wissen Sie schon das Neueste?"

"Ja, das Zentrum hat —"

Ibo Kay besuchte seit dem Beginn der Session tagtäglich den Reichstag. Er hatte sich selber schon prophezeit, er werde, unzufrieden mit den Halbheiten der Politik, sich ins politische Meer stürzen, da, wo es am tiefsten ist — —

Mit überlegenen Lächeln wehrte Kraag ab und reichte mit großer Geste den Brief. „Lesen Sie! Martin Melcher hat den Frieden meines Hauses gestört. Des Hauses, wo er soviel Flaschen geleert, wo er — wo —“ Die Gedanken flossen heute schwerer noch als sonst. Die Sekundärbahn geriet langsam auf das tote Geleise.

— Die Sitzung dauerte weit über die Polizeistunde hinaus und wurde auf drohende Aufforderung des Wirts in das hintere Zimmer verlegt.

Gegen drei Uhr wurde beschlossen, Melcher aus dem Kreise auszuschließen, ihn zu boykotten und ihm dies schriftlich mitzuteilen.

Zur gleichen Zeit verabschiedete sich Pronitz von Ibo Kay, den er bis an sein Haus begleitet hatte.

Ein feiner Nebel war heraufgezogen und umschleierte die Bäume, deren schwarze, entlaubte Äste noch schwärzer und trostloser aussahen. Das Licht der Laternen war verschwommen, als glitte es durch eine kompakte, schleimige, gallertartige Masse. Die Häuser nahmen ungeheure Dimensionen an und stießen an den Himmel.

„Schade!“ sagte Ibo Kay. „Nun ist man wieder um eine Illusion ärmer.“

„Wegen Melcher?“

„Nein, wegen der anderen Philister über uns, Jens Peter!“

„Ja, es war bischen sehr deutlich.“

„Ist ‚Versöhnungspartei‘ nicht der reine Unsinn? Und was habe ich nicht darauf gebaut. Narrheit! Bomben müßte man nehmen und dazwischen werfen. Man sieht es ja Tag um Tag deutlicher: dieser junge Bau, den wir Gesellschaft nennen, ist von dem jahrhundertalten Schmutz durchsetzt. Es nützt kein Lüften mehr, keine Desinfektion. Das Ungeziefer sitzt in den Fugen der Dielen, in dem zerbröckelnden Mörtel der Mauern. Da hilft nur eins: abbrennen!“

„Und mitverbrennen?“

„Was läge daran? Aber es ist doch so viel zu tun, so entseßlich viel. Darum müssen wir noch aushalten. Wir alle.“

Seine dunklen Augen brannten in dem blassen Gesicht.

„Wir alle haben die Pflicht, noch weiter zu kämpfen. Das Ziel kann vielleicht doch erreicht werden.“

Pronis hatte nur halb hingehört.

In seinem Gehirn stand nur ein Bild. Es war nicht das Bild Regines. Das war ausgelöscht. Es war das Bild Isoldes, die Martin Melcher küßte. Und dazwischen schoben sich Lucys Züge.

Dies wenigstens war ihm erspart geblieben . . . Dies letzte . . . Sie war ihm treu. Er brauchte nicht vor sich selber zu erröten.

Und während er, den Mantelfragen zum Schutz gegen den stärker eindringenden Nebel hochgeklappt, raschen Schrittes seiner Wohnung zustrebte, sagte er es sich immer wieder und wieder: Gott sei Dank, daß ich sie noch habe — wie froh kann ich eigentlich doch sein — wie froh!

Wie die Welle

Wollen wir nicht bißchen herausfahren?"
fragte Melcher.
„Wohin?"

„In den Wald. Irgendwohin. Egal wo.“

„Erst anziehen, dann eine Stunde in der Elektrischen oder Eisenbahn, dieselbe Quälerei beim Rückweg — nee, das lohnt sich nicht.“

„Also zu faul. Wie ist's mit einer Partie Schach?"

Pronig, der auf dem Sofa lag, eine Zigarette nach der anderen rauchend, winkte müde ab: „Ich mag nicht.“

Melcher ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und blieb endlich vor dem Freund stehn.

„Sag, was ist dir eigentlich?"

„Nichts.“

„Bist du krank?"

„Vielleicht.“

Melcher pfiß durch die Zähne. „Ich verstehe. Und der Arzt trägt einen Unterrock.“

„Mensch, ich bitte dich: laß dein Wigeln. Es steht dir nicht. Du bist nicht Fresenius.“

Der Maler setzte sich zu ihm und faßte seine Hand.

„Nimm mir's nicht übel — du weißt ja, ich bin nicht aufdringlich. Aber so geht es nicht weiter mit

dir. Ich wollte schon längst mit dir reden. Aber vor den anderen —“

„Um Gotteswillen!! Du bist der einzige, dem ich das erlaube.“

„Sag', ist es was mit der Lucy?“

„Nein.“

„Ich glaube aber doch. Willst du sie los werden? Und kannst nicht? Nimm dich zusammen und schüttle sie ab. Sonst kommt es umgekehrt.“

Pronig fuhr auf.

„Weißt du etwas von ihr?“

„Gefällt's dir denn, daß sie jedes — aber auch jedesmal mit dem faden Kerl, dem Eggert, zusammenhockt und daß er sie begleitet?“

„Wenn's weiter nichts ist! Da denkt sie sich nichts bei. Warum sollte ich ihr soviel Freiheit nicht gönnen? Ich bin kein Orientale. Über die Haremsgedanken sollte unsereins doch hinaus sein.“

„Bin ich auch. Bei allen Heiligen schwöre ich dir zu. Aber wenn einer so mit meinem Schag umginge, — ich würde ihn windelweich prügeln. Sieh mal, das ist es ja, was mich krank und wieder gesund ärgern kann: wenn ein Mann wie du durch ein Weib kaput geht. Wie sagt doch unser Schugheiliger: Ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn ein Heiliger und eine Gans sich paaren.“

„Erstens bin ich kein Heiliger. Zweitens ist mein Kaputgehen noch gar nicht so sicher.“

„Hast du nicht gesehen, wie sie mit allen kokettiert? Das ‚Weibchen‘ in Reinkultur. Sie kann wohl gar nicht anders: ‚Treulos wie die Welle‘,

sagt dein Kollege Shakespeare. Wie die Welle, d. h. wie eine Naturkraft . . . Und darum mein Rat: mach dich eher heute wie morgen frei. Denn du mußt noch viel leisten und schaffen."

"Werde ich auch."

"Wirßt du nicht! Wenigstens nicht, solange dir ein Weib wie eine Kette am Fuß hängt. Wie kann ein Künstler so etwas tun?"

"Das sagst du?"

"Es ist unzart, Jens Peter, an das Scherbengericht von neulich zu erinnern. Herrgott, hat die Bande sich blamiert! Natürlich habe ich nie etwas Ernstliches mit Frau Dr. Kraag gehabt. Das habe ich auch dem Doktor geschrieben."

Er sah jetzt an dem Freund vorüber, zum Fenster hinaus.

Pronig lächelte müde. „Rede, was du willst, ich fühle es ja: du bist ja auch nur froh durch ein Weib! Ich höre es ja an deiner Stimme. Man sieht es dir ja auf Kilometer an.“

Er warf sich auf dem Sofa herum und drückte das Gesicht in die Ecke.

Eine kurze Weile schwiegen sie.

"Woran denkst du jetzt?" begann Melcher endlich.

"An Hamburg."

"Eigentlich bist du zu beneiden, Jens Peter."

"Ich? Darf ich fragen, wieso?"

"Du hast eine Heimat, eine Familie. Das ist doch etwas!"

"Ach nein, du irrst. Sieh mal, da auf dem Tisch liegt ein Brief an Familie Pronig, Hamburg. Er

ist zurückgekommen mit ‚Annahme verweigert‘. Das alles war einmal. Es kommt nie wieder. Und es ist gut so . . . Bloß einen Erfolg könnte ich gebrauchen. Denn mein Geld geht auf die Reige. Ich habe es gestern zum erstenmal gemerkt. Zelewski wollte mich anborgern, und ich konnte ihm nichts geben. Zum erstenmal. Es war scheußlich, Martinus.“

„Hast du eigentlich was gearbeitet in dieser Zeit?“

„Nichts.“

„Siehst du wohl? Das ist aber Unrecht. Himmelschreiendes Unrecht von dir. Du darfst einfach nicht verludern. Ich dulde das nicht.“

„Du bist inkonsequent: wolltest du mich aus diesem Grunde zum Schach verführen?“

„Schach ist nur eine Anregung,“ eiferte Melcher. „Das schlafende Hirn wird wach gefügelt.“

„Bitte sprich nicht vom Kiesel! Ich bin so empfindlich.“

Melcher stand ärgerlich auf.

„Mit dir ist heut nicht zu reden.“

„Nee, ich muß schon so verbraucht werden. Aber, um mal ein vernünftiges Wort zu reden; willst du einen Goldwasser?“

„Nein. Was machst du abends?“

„Bin ich mit Lucy zusammen.“

Nach einigen Zögern fragte der Maler: „Kann ich nicht dabei sein?“

„Es geht nicht gut. Heute ist ihr Geburtstag. Aber ein andermal.“

„Ja, dann will ich halt zu unserm Lyriker gehn

und geduldig seine Verse anhören. Etwas Gutes muß ich heute noch tun!"

„Barmherziger Bruder, such dir eine barmherzige Schwester! Das ist das Gescheiteste.“

„Nicht immer. Wiederschau'n!"

„Wiederschau'n!"

Als Pronig wieder allein war, warf er die Zigarette fort und griff nach den „Ideen“ des Douwes Dekker. Er nannte ihn für sich immer bei diesen Namen. Das Einzige, was ihm an diesen seltsam-reinen, tief-menschlichem Dichter mißfiel, war, daß er sich „Multatuli“ nannte. War das nicht Koketterie? Wer hatte schließlich nicht das Recht auf diesen Beinamen? Wer hat nicht „viel getragen?“

Aber heute fesselte das Buch ihn nicht. Seine Blicke schielten nach dem Brief, der uneröffnet auf dem Schreibtisch lag. „Annahme verweigert.“

Er stand auf und legte ihn in eine Schublade. Nur nicht mehr ansehen müssen! Es war eine Demütigung. Denn er hatte wohl ein Duzend Briefe vernichtet, ehe ihm einer ganz richtig schien, ganz zart, ganz nachgiebig, wie sie es da von dem „Sohn“ verlangten. Und nun?? Sie wollten nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er war ihnen fremd geworden.

Er stand nun allein.

Allein!

„Der Starke ist am mächtigsten allein.“

Unwillkürlich reckte er sich. Aber er ließ es gleich wieder, weil ihn die Brust dabei schmerzte —

Und bei diesem kleinen physischen Weh ergriff ihn ein grenzenlose Mut- und Trostlosigkeit: er war

ja der Letzte, der im Sturm fest zu stehen vermochte. Er, der mit dem Instinkt des Einsamen sich zu allem hingezogen fühlte, wenn es nur lebte! Er war ja im Grunde todmatt, todmüde, todwund.

Er erinnerte sich seines häufigen hohlen Hustens. Sicher war seine Lunge nicht intakt. Und sein Magen war empfindlich und vertrug die groben Speisen bei Grau nicht. Und was hatte er für diese Schädigungen seiner Gesundheit eingehandelt?

Warum hielt er mit diesen Leuten zusammen, die er im Grunde doch verachtete, weil er sie durchschaute? Anfangs, weil er zu kurzfristig war, weil er in ihnen flammende Menschen mit beflügelten Seelen sah. Dann, weil er sie brauchte. Weil er Menschen brauchte, denen er von seinem Schaffen, seinen Träumen reden konnte. Es war wie der Resonanzboden, den die Musik braucht. . . Einzig Ibo Kay und der Maler taugten was.

Und Lucy!

Er verscheuchte die Zweifel, die Melcher ihm hatte suggerieren wollen.

Hastig wühlte er in der Briefmappe und holte ihre Briefe hervor. Viele waren es nicht: sie schrieb ungern, weil sie schlecht schrieb. Aber gerade diese ungelenkten Ausdrücke hatten für ihn, den Stilisten, etwas Rührendes. Und ganz unten lag ihr Bild —

Von der Küche her klang das Schwagen der Wirtöleute und ihrer Kinder. Sonst ärgerte es ihn. Heute hörte er gespannt zu und versuchte, den Sinn des Geplappers zu erfassen. . . Nun klang das Surren der Kaffeemühle. Errrr. Er sah den Mann dabei sitzen und die Kinder, alle Frohsinn in den

Augen . . Ach, es mußte schön sein, so sitzen zu können, das Herz voll Ruh bis zum Rand, voll tiefer, froher Ruhe . .

Er küßte Lucys Bild, wie er es nur in den ersten dummen Tagen seiner Verliebtheit getan hatte: er empfand eine kindliche, sehnsüchtige Zärtlichkeit zu ihr, die ihm allein zur Seite stand auf dieser wüsten Insel „Welt“.

Ihr Geburtstag heute mußte gefeiert werden. Aber nicht bei Grau. Sondern in einem intimen, vornehmen Raum, wo Schönheit hernieder rieselte von Gesims und Wänden.

Sein Geld ging zur Neige, und er wußte nicht, wo neues herkam. Aber dazu mußte es reichen. Er konnte es ja nachher wieder absparen.

Und erst wenn dieser Festtag vorbei war, wenn er ihr flatterndes Seelchen wieder eingefangen hatte, sollte sie wissen, wie es mit ihm stand. Und er sah sich mit ihr, Hand in Hand, in das Leben hineinstürmen, voll Glauben und Zuversicht.

Als er sie abends traf, studierte sie gerade das große kanariengelbe Plakat, das an der Litfasssäule leuchtete.

Da stand:

Morgen Freitag 8¹/₂ Uhr:

Große öffentliche Volksversammlung.

(In den Berolinasälen, Chausseestr.)

Tagesordnung:

Brauchen wir eine neue Partei?

Referate:

„Vom Durst der Volksseele.“

(Ibo Kay.)

„An die Frau von heute.“

(Jens Peter Pronig.)

„Vorschläge zur Gründung der Versöhnungspartei.“

(Kleemann.)

Danach: Freie Diskussion!!!

Männer und Frauen aller Parteien, insbesondere die Leser der „Glocke“, sind freundlichst eingeladen.

Der Einberufer:

Edgar Schönbeck.

„Nun ist es also so weit,“ sagte sie.

„Ja, Gott sei Dank. Und wenn es doch etwas wird —“

„Glaubst du?“

„Warum nicht? Alle schwören doch darauf. Freilich, vom Verlauf der Versammlung wird viel abhängen. Sieh mich nur recht lieb an — hörst du? — wenn ich spreche! Und wenn alles gut geht, schenke ich dir auch etwas Schönes.“

„Ach, nicht doch! Du mußt nicht soviel Geld für mich ausgeben. Hab viel Dank für die schönen, schönen Rosen!“

„Ich wünschte nur, ich hätte das Hundertfache, um dir das Hundertfache geben zu können,“ sagte er leise.

„Du Guter, du!“ Sie drückte sich fest an ihn. Einen Augenblick liebte sie ihn wirklich.

„Wo gehen wir eigentlich hin?“ fragte er nach einer Weile stummen Nebeneinandergehens.

„Das wirst du schon sehen.“

„Nein, nicht doch! Ich möchte es wissen.“

„So neugierig, Schatz?“

„Es ist nämlich, weil — ich weiß nicht, ob ich es dir schon sagte, daß Eggert heute auch dabei ist.“

„Eggert? Habt ihr euch verabredet?“

Sein Arm ließ den ihren sinken.

„Ich traf ihn gestern zufällig und lud ihn ein.“

„Du ludst ihn ein?“

„Ja. Aber du bist doch wohl nicht —“

„Was?“

„— eifersüchtig?“ Sie lachte hell auf.

„Aber nein! Am allerwenigsten auf den! Im Gegenteil: zu mehreren ist es ja gemütlicher.“ Mit grimmigem Humor trug er ihr selber die Gründe zu.

Sie trafen Eggert im Automatenrestaurant und einigten sich bald über ein Weinlokal.

Bald kamen sie auf Melchers Affäre zu sprechen.

„Das ist recht, daß sie ihn ausgeschlossen haben.“

„Ich finde es unglaublich, zumal der Fall ja noch verdammt wenig geklärt ist. Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man muß die hören alle Beede — steht irgendwo in Lübeck. Mir gefällt das Ganze nicht.“

„Mir gefällt's,“ entgegnete sie kurz. „Und Ihnen, Herr Eggert?“

Der drehte langsam und wohlgefällig sein Schnurrbärtchen. Er tat dies nicht ganz absichtslos: bei dieser Gelegenheit kam der Ring an seiner Rechten

wundervoll zur Geltung, in dem ein linsengroßer Simili brillierte.

„Pardon, ich habe nicht aufgepaßt, Verehrteste.“

Sie drohte ihm mit dem Finger. „Woran denken Sie? Respektive, an wen?? Ei, ei! Also sind Sie mit Melchers Kaltstellung einverstanden?“

„Böellig, völlig!! Wenn ich mich auch dem Sprichwort nicht ganz verschließen kann, daß tout comprendre tout pardonner ist!“

Dieser Mensch war nie über Tertia hinausgekommen und riskierte das Glatteis der fremden Sprache? Pronig ärgerte sich.

„Martin Melcher steht viel zu hoch. Er versteht sicher gar nicht, was sie unten grunzen.“

„Da wundere ich mich nur, daß du immer noch mit den anderen zusammenhältst, wenn dir so viel an Herrn Melcher liegt.“

„Ich tue es ja nicht meinetwegen. Doch für alle. Für die gute Sache.“

Eggert erwies sich als Diplomat: „Ja, das tun Sie, Herr Pronig! Ein Schluck auf das Gedeihen des Abends und der Partei.“

Sie stießen an.

„Wie finden Sie die Rosen?“

Er legte die Hand aufs Herz. „Einfach Ihrer würdig!“ Er war ganz jugendlicher Liebhaber.

„Sie sind köstlich. Dafür dürfen Sie sich eine aussuchen.“

„Sie erdrücken mich armen Sterblichen mit Ihrer Güte!“

„Nein, warten Sie: ich suche Ihnen selber eine aus.“

Und es war Pronig, als ruhte ihr Fuß auf dem des Schauspielers.

„Jens wird zwar bisel eifersüchtig sein. Aber das schadet nix.“

Pronig biß sich auf die Lippen und schwieg.

Sie lachte.

Eggert drehte sein Bärtchen. Diesmal diente die Bewegung dazu, einen seiner feurigen Blicke zu verbergen.

Einen Augenblick war Pronig nahe daran aufzuspringen. Aber er bezwang sich. Er bezwang sich so weit, daß er mit dem Schauspieler anstieß und ihn bat, einige neue Schnurren aus dem Theaterleben zu erzählen.

Und Eggert erzählte und ließ um seine Person ein kleines Brillantfeuerwerk von interessanten Erlebnissen und Geschehnissen abbrennen. Er hatte die Memoiren seiner berühmteren Kollegen mit Nutzen gelesen.

Pronig unterbrach ihn einmal: „So etwas Ähnliches hat Wohlmutth von sich erzählt.“

Aber der Schauspieler ließ sich nicht aus dem Text bringen.

„Möglich. Bei der Gleichheit des Milieus sogar sehr wahrscheinlich.“

Patsch! — da hatte er es. Lucy warf dem Störer einen bitterbösen Blick zu.

Er lehnte sich in den Sessel zurück und ließ fortan den anderen reden, reden, reden.

Es gewährte ihm einen eigenartigen, schmerzlichen Wohligen Genuß, das wachsende Einverständnis der

beiden zu kontrollieren. Wie sie sich dem faden Burschen aufdrängte! Wie ihre Augen an ihm hingen, ihre dunklen Märchenaugen . . .

Die alte Schifferuhr ließ einen leise surrenden Klang vernehmen. Er ertrank im Wortgeriesel Eggerts.

Ihm fiel der Titel des sonnigen, jungenhaft dahinspringenden Werks ein, das er neulich gehört, Mozarts „Cosi fan tutte“.

Cosi fan tutte — so sind sie alle — —
Alle??

Er erwürgte den Gedanken, kaum, daß er zum Leben erwacht war: er dachte an Regine Luther. Nein, sie würde anders sein. Sie . . .

Sie war so still und vornehm und kühl. Und kühl — ja, das war es. Sie war gar nicht imstande, so zu sein wie Lucy!! Und ihr deshalb einen Kranz winden? Weil ihr hamburgere Blut ein paar Grade kühler war und langsamer floß als berliner Blut?? Wie dumm! Sie hatte es freilich bequem: geschützt und gehegt, bewahrt gegen jede Versuchung, in Watte gewickelt gegen die Zugluft des Lebens. Nicht wie die Feldblume Lucy, jedem Windhauch ausgesetzt. Man mußte gerecht sein!

Und dennoch —

Seine Gedanken wanderten wieder zu der schlanken Gestalt, um die das gedämpfte, mystische Licht der bunten Glasscheiben des Museums spielte. Er sah sie ganz deutlich. Und wunderte sich, wie er hier sitzen konnte, hier unter diesen Plebejern.

Diese Stunde warf ein neues, grelles Licht auf seinen Weg: er verirrte sich, er hatte hier nichts zu

suchen. Das Wahrste wäre, er stünde auf und liefе hinaus.

Wohin?

Ach, das war es: er hatte kein Wohin.

Alles war versperrt. Er kam sich vor wie ein flüchtender König, der sein Heimatland verwirkt hat, und den das neue Land als Eindringling betrachtet und unfreundlich behandelt: er wird nirgends mehr recht warm, der alte König.

Wie müde war er doch.

Er hörte längst nicht mehr, was Eggert sprach. Die Augenlider wurden ihm schwer. Er war in einem Halbtraum. Der Rhythmus des Operntitels ließ sein Blut mitschwingen: „Cosi fan tutte — so sind sie alle — —“ Er glaubte Blumen in der Hand zu halten — eine nach der anderen entglitt ihm und sank in eine dunkle hungrige Tiefe: Cosi fan tutte — so sind sie alle —

„Cosi —“

Das sagte er plötzlich ganz laut.

„Wie meinen Sie?“

„Mir scheint gar, du schliefst?“

Er trank sein Glas mit einem Zuge leer.

„Ja, ich bin müde. Kellner, zahlen!“

„Ja, wenn man Wein nicht gewöhnt ist!“ sagte Eggert lächelnd.

Sie erhoben sich.

Er ging voraus.

Eggert und Lucy folgten.

Als er sich in dem dunklen Gang, der zum Garderobenraum führte, plötzlich zufällig umdrehete, sah er,

wie Lucy in des Schauspielers Arm lag und sich widerstandslos ein-, zweimal von ihm küssen ließ.

Es war sicher nicht das erstemal.

Ihn überrieselte es eiskalt. Erst wollte er zurück und die beiden zur Rede stellen und ihnen in das Gesicht schlagen. Aber er bekam es nicht einmal fertig, genauer hinzusehen. Das alles ekelte ihn an und betäubte ihn förmlich. Es war so häßlich und so lächerlich und doch eigentlich zum Weinen.

„Warum tut sie das? Warum tut sie das jetzt?“

Draußen vor der Türe reichte ihm Eggert die Hand zum Abschied.

Da erwachte Pronig und er reckte sich hoch auf: „Ihnen — meine Hand?? Nein. Nein. Nein.“

Eggert zuckte zusammen. Denn Pronig hatte in diesem Augenblick Ähnlichkeit mit einem gereizten Raubtier, das zum Sprung ansetzt.

Und jedes „Nein“ war wie ein Prankenschlag.

Er verschwand eilends im Dunkel der Straße, ohne sich um Lucy zu kümmern, die ihm ängstlich nachrief.

Der Überfall

Sie muß Ihnen leider kündigen," sagte Frau Kuhnert und strich sich über die blaue, befleckte Schürze. „Sie werden ja wissen weshalb?"

„Ach, die Miete! Ja, ich hatte sie ganz vergessen. Wieviel ist es denn?"

„Für zwei Monate habe ich noch zu kriegen. Und zwölf Mark Auslagen. Ich habe alles aufgeschrieben.“

Sie legte ihm die Rechnung hin, die auf die Rückseite eines an Frau Kuhnert adressierten Kuverts geschrieben war.

Pronig zog sein Portemonnaie. Wenn er alles bezahlte, blieb nicht mehr viel. Aber es half nichts.

Sie nahm das Geld, dankte, und setzte in der Türe hinzu: „Die Kündigung bleibt aber bestehen. Ich brauch' das Zimmer. Für meinen Neffen.“

Es war nicht wahr. Pronig wußte das. Aber was kam es hier auf Gründe an.

„Dann ziehe ich gleich aus," sagte er. „Morgen.“

„Bitte. Es ist mir sehr recht.“

Sein Geld von der Bank war längst abgehoben. Auf Honorare hatte er in absehbarer Zeit nicht zu rechnen, und in der Westentasche knisterte der Pfandschein über die Uhr.

Man konnte sich ja zusammenraffen und etwas pumpen, bis man über Wasser war. Aber das war so dumm. Und schließlich gehörte dazu etwas, was er nicht mehr besaß: Elastizität und überhaupt Wille zum Leben. Er wollte am Ende auch diesen „Willen“ gar nicht mehr.

Immer neue Wunden empfangen, immer nur Narr sein, wo man das Recht auf die Königskrone hatte? — —

Wenn er jetzt von der Welt ging, ging er ohne Schuld und Schulden fort. Es war die höchste Zeit.

Draußen, am Weichbild Charlottenburgs, war ein kleiner Kirchhof. Da wollte er hingehen. Morgen. Oder — — —

Beim nächsten Trödler verkaufte er den Gehrockanzug, den er immer noch — immer noch — hatte, und einige Straßenzüge weiter kaufte er bei einem anderen einen hübschen Revolver mit schwarzem Griff und eingelegten Silberschnörkeln. Er wollte gerade diesen Sechsläufigen. Der sah so solide aus und würde gewiß eine Weile vorhalten.

Der Trödler stimmte bei, daß er lange vorhalten würde.

Draußen hatte ein dichter, eisiger Spätherbstregen eingesetzt. Der Winter lag schon in der Luft.

Wie erbarmungslos der herniederrieselte und in den Kragen rann, sich auf dem Hut sammelte wie in einer Zisterne und dann wie ein Gießbach vorne herunterstürzte!

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Martin Melcher.

„Was machst du hier?“

„Ich gehe spazieren.“

„Kneippkur? Und da drinnen?“ Er wies auf den Trödelladen.

„Hast du spioniert?“

„Wenn du es spionieren nennst, jemand aus einem Laden herauskommen zu sehen, dann ja. Ubrigens — brauchst du Geld?“

Einen Augenblick — einen kurzen Augenblick — zögerte Pronitz.

Aber dann war er wieder fest.

„Nein, caro mio. Im Gegenteil. Ich habe da ein kleines bildsauberes Mädel entdeckt: Tochter oder Nichte von dem Hebräer.“

Der sichere Ton verblüffte Melcher.

Psychologie war nie seine starke Seite gewesen.

„Schlemmer! Und mit Lucy ist es zu Ende?“

„Seit gestern.“

„Bravo. Gratuliere. Aber nun muß ich laufen. Große Aufträge in Sicht. Waren auch nötig.“

Pronitz hielt Melchers Hand aber fest.

„Sehe ich dich heute in der Versammlung?“

„Bei dem Partei-Geburtsakt? Nein. Das kann der stärkste Mann nicht von mir verlangen. Oder brauchst du mich, um dich vor dem Debütanten-Tatterich zu salvieren?“

„Nein. Es ist nur, weil ich —“

Melcher sah eine Elektrische.

„Adieu. Abends bin ich zu Hause. Wenn du vor oder nach der Chose mal ranspringen willst —“

„Leb wohl!“

Der Maler hatte einen Stehplatz erwirbt und grüßte noch einmal herüber.

Jetzt fuhr der Wagen. Jetzt bog er um die Ecke und entschwand.

Aber Jens Peter Proniz stand noch eine Weile und sah nach der Richtung, in der Martin Melcher gefahren war —

Der Regen peitschte mit nassen Striemen sein Gesicht.

Als er an der Ecke den Straßennamen sah, bemerkte er, daß er ganz in der Nähe des Grauschen Lokals war. Er ging schnell dorthin. Der Grog sollte dort gut sein.

Unten fand er den Lyriker und Zelewski vor. Sie saßen an dem runden Tisch mit der Landkarte.

Zelewski grüßte kühl und verschanzte sich hinter einer Zeitung. Der Lyriker erzählte von dem Erscheinen seines Buchs.

„Du bist der erste — außer Zelewski —, dem ich es sage.“

Proniz gratulierte.

„Was macht der Adler? Kommt er in dieser Saison ran?“

„Nein.“

„Nanu?“

„Vielleicht in der nächsten.“ Von dem verlangten Zuschuß mochte er hier nicht reden.

„Es geht nichts über preußische Promptheit.“

„Ist auch egal.“ Proniz trank sein Glas hastig aus und setzte seine geheimnisvollste Miene auf. „Aber was jetzt kommt, das ist was! Das standard work schlechtweg. Die schwebende Kugel!!“

„Aha. Ist es fertig?“

„Bis zum letzten Punkt.“

Und während seine Lippen von den „rationellen Methoden der Euthanasie“ sprachen, dachte er doch nur das Eine: Dein ganzes Leben zu verpfuschen! Und wofür? Daß man doch nichts widerrufen kann! Daß man dem Rad nicht in die Speichen fallen und es zurückdrehen kann! Herrgott, hatte Lucy denn so wenig von mir gelernt? Wäre sie doch einem anheimgefallen, der stark und brausend wie der Nordwind kam oder mit blickender Intelligenz oder brunnen-tiefem Gefühl! Aber nein — diesem feigen, lüsternen, faden Schwäger! Es war alles klein und jämmerlich. Und das ist das Allerschlimmste daran . . .

Und mitten in einem Satz brach er ab, stützte das Gesicht in beide Hände und stöhnte mitten in das Lachen des Anderen hinein.

Der Lyriker erschrak und stieß heimlich Zelewski an.

Aber der liebte nicht die Sentiments. Und seit Pronig ihm nicht mehr borgte, hatte sich das letzte Band zwischen ihnen gelöst. Als äußerer Grund ihrer Entfremdung galt das Zusammenhalten Pronig' mit dem unmoralischen Menschen, dem Maler. Und überhaupt — wer im Komitee der neuen Partei saß wie er, konnte sich etwas Exklusivität schon gestatten.

Er sah nach der Uhr.

„Ich muß fort, um meine Frau abzuholen.“

„Ich komme mit,“ sagte der Lyriker schnell. Pronig war ihm ungemütlich, beinahe unheimlich.

Beim Abschied wandte Zelewski sein grinsendes Gesicht zu Pronig. „Ich bin sehr gespannt auf dein

standard work," sagte er höhniſch. „Iſt eſ gerade ſo genial wie alle früheren?"

Proniſ war plötzlich ganz nüchtern.

„Gott, ein Bohémien biſte ja, wenn auch ein mangelhafter: Ihr Norddeuſchen taugt dazu niſt! Daſ reimt ſich niſt zuſammen.“ Seine Worte wurden jezt giftgetränkte Dölche: „Du biſt aber kein Poet, Verehrteſter. Höchſtens in Träumen und Reden. Aber ſag doch ſelbſt: waſ von deinen Werken iſt dir denn ganz geglüſt?"

Proniſ war durch den jähen, unerwarteten Überfall wie gelähmt.

„Du vergiſt die ‚ſilberne Kage,“ wandte der Lyriker ein.

Zelewſki lachte ein glüſſendes Lachen. „Wie lange iſt denn daſ her?"

„Drei Jahre,“ ſagte Proniſ kleinlaut. „Aber jezt kommt etwaſ wirklich Großeſ.“

„Kommt eſ? Ach nee? Bei mir auch! Daſ große Werk, daſ den Nobelpreiſ aufgepappt kriegt wie der Kuchen ſein Etikett. Haha, wir ſind halt Kollegen! Kollegen in Wechſeln auf die Zukunft. Bloß mit dem Unterſchied, daſ ich niſt mehr daran glaube. Na, du biſt ja noch jung.“

„Ja. Gott ſei Dank, ich bin eſ!“ Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daſ daſ Glas umfiel und zerbrach und der Grog über die Landkarte lief und über den Rand hinweg auf die Erde tropfte. „Und halte dein Galgengeſicht mir fern!! Sonſt fliegt meine Hand da hinein!“

Aber alſ die beiden draußen waren, war ihm doch

zumute, als wäre das Beste genommen, als hätte es eine feige Diebeshand des Nachts gestohlen . . .

Else Grau kam und reinigte den Tisch.

Die klebrige Flüssigkeit hatte mitten in den Alpen einen kleinen gelben See gebildet mit allerlei Abflüssen nach Wien, Italien und Württemberg zu . . .

„Na, kleine Else, siehst du dich auch wieder einmal?“

Sie hielt einen Augenblick mit der Arbeit inne und sah ihn glücklich an.

Er sprach wieder mit ihr . . .

„Wünschen Sie noch ein Glas?“

Ja, er wünschte es.

Sie brachte es sehr schnell und blieb bei ihm stehen.

Ihre Finger irrten auf dem Tisch umher.

Er lächelte.

Er kannte ihre „Reisen“ auf der Landkarte und neckte sie jetzt damit.

Sie verneinte ganz traurig.

Ach nein, sie war schon lange nicht gereist . . . schon lange nicht . . . Das war einmal.

„Weißt du, daß du sehr schöne Augen hast, Else?“

Sie sah ihn innig an.

Er legte den Arm um ihre Kinderhüften, um sie auf den Schoß zu ziehen und zu küssen.

Aber eine Stimme sprach wieder davon, daß er ohne Schuld und ohne Schulden fortgehen solle. Und er nahm hastig den Arm fort und schickte sie mit einer Bestellung weg.

Gleich darauf ging er, das Geld auf dem Tisch lassend.

Als er draußen war, hatte er sie schon wieder vergessen.

An die Frau von heute

Es war sieben Uhr. Im Vorflur der „Berolina-Säle“ brannten bereits die Gaslampen. Der große Saal, der am Tage wie ein großer Schafstall ausah, gewann etwas an Stimmung, als jetzt die Kandelaber an den Wänden aufflamnten. Er hatte etwas an sich, das zwischen „gemütlich“ und „prunkvoll“ die Wage hielt.

Der Wirt ging schlürfend durch den Raum und begrüßte mit jovialem Händedruck den Zeitungshändler, der am Eingang des Saals seinen Tisch mit Abendzeitungen und Sensations-Broschüren bespakte.

Der Händler war buckelig und hatte ein dreieckiges käsiges Gesicht, aus dem die Augen wie schwarze angebrannte Rosinen herausglänzten.

„Heute wird sich's lohnen,“ sagte er schmunzelnd und die Hände reibend. „Heute ist hier was los.“

Der Wirt zuckte die Achseln. Er war gewöhnt, sein Personal mit allgemeinen Armbewegungen zu lenken und zu dirigieren, und war im Lauf der Jahre mundfaul geworden.

„Die jungen Leute kommen! Die jungen Leute kommen! Die kaufen für ihre letzte Mark so'n Zeug und essen lieber kein Abendbrot dafür. Schnorrer?“

Ach nee, schimpfen Sie nicht. Es muß auch solche Käuze geben. Wer füllt denn die Säle? He?"

Er packte einen Stapel auffällig bedruckter Hefte aus.

„Die Sozialdemokraten kommen heute auch. Ich weiß es vom Bruder meiner Wirtin, der Parteikontrolleur ist. Oder so was. Sie sind direkt eingeladen. Sonst hätten sie die Brüder wohl unter sich gelassen. Es wird 'nen netten Knaatsch geben.“

Der Wirt schlürfte fort. Am Telephon bestellte er beim Stellenbüro noch ein paar Aushilfskellner. Wenn es erregte Debatten gab, gab es Durst. Da konnten gar nicht genug Kräfte sein. Das war das einzige, was ihn an der ganzen Sache interessierte:

Der Händler steckte sich eine Zigarette an und setzte sich auf einen Gartenstuhl neben sein Bücherlager.

Die ersten, die vom Komitee kamen, waren Schönbeck und Kleemann.

Schönbeck war verblüfft, daß noch niemand da war, und schob das in sehr erregter Rede auf den nichtswürdigen Geiz des Wirts, der am Licht sparte.

Bald tauchte das Ehepaar Zelowski auf. Zelowski, der am Vorstandstische sitzen sollte, war nervös und schob seine Brille auf und ab. Schönbeck konstatierte aber mit Befriedigung und Bewunderung, daß er tadellos rasiert war und fast blendend reine Wäsche trug.

Sie mußten alle noch eine Weile warten, bis die ersten Besucher kamen und die beiden elektrischen Monde drinnen aufleuchteten. Da strömte aber auch

wie auf Kommando eine ununterbrochene Menschenflut herein.

Um acht Uhr kam Fresenius. Er rieb sich die Hände und sagte ein über das andere Mal: „Ein Bombenerfolg!“ Er war blendender Laune und wollte Kleemann einß seiner berühmten Rätsel aufgeben; der schob ihn aber beiseite. Er war gar nicht in der Stimmung, die faulen Witze Fresenius über sich ergehen zu lassen: „Menschenkind, verschone mich! Bei solcher Gelegenheit muß man die Würde wahren!“

Allmählich füllte sich der Saal.

Wie es der Händler prophezeit hatte, wurde eine Menge Blätter und Broschüren gekauft. Seine Auslage zeigte bereits deutliche Lücken.

Zelewski, dessen Frau sich bereits an einem der reservierten Tische niedergelassen hatte, wandte sich an Kleemann: „Sind die Listen alle bereit?“

„Fix und fertig. Die alten, uns persönlich bekannten Abonnenten der ‚Glocke‘ sitzen an einzelnen Tischen verteilt. Wenn die Listen herumgereicht werden, unterschreiben sie eifrig. Und die anderen natürlich auch. Herdentrieb!“

„Das haben Sie glänzend arrangiert.“

„Gott, solch alter Praktikus.“ Kleemann tat so, als hätte er sein Lebtag nichts anderes getan, als neue Parteien gegründet und Seelen dafür eingefangen.

Wieder kam ein Schwarm gutgekleideter junger Leute, darunter einige in schwarzen Anzügen und Zylindern. Die meisten grüßten das Komitee höflich, fast ehrfurchtsvoll.

„Ja, ja, wir sind bereits eine Nummer in Berlin,“ quittierte Kleemann über die Huldigung.

Keiner widersprach.

„Alles kommt darauf an, wie die Referate einschlagen.“

„Ibo Kay packt sicher.“

„Ja, er reißt die Frauen mit. Er hat das so an sich. Weiß der Teufel, wo er es her hat. Ich friege das im Leben nicht fertig.“ Und Kleemann schüttelte sein Haupt.

„Na, na?“ machte Fresenius.

„Ich meine, so in Masse. Du alter Sünder, was dachtest du schon wieder?“

„Wir wollen mal Einen am Büfett verlöten, wie? Einen Begeisterungstrunk.“

Zelewski war gleich dabei.

Aber man kam durch das Gedränge nicht mehr hindurch.

„Ist Pronitz schon da?“

„Ich habe ihn noch nicht gesehen. Ich wollte ihn abholen, er war aber schon fort. Schon seit Mittag — sagte die Wirtin.“

„Kampensieber,“ entschied Kleemann.

Schönbeck krauste die Stirn. „War er eigentlich notwendig?“

„Ibo Kay protegiert ihn. Er wollte ihn durchaus auf dem Programm haben. Und schließlich gibt es der Sache auch so 'nen ästhetischen Anstrich. Speziell für unsere Glockenblumen. Ich habe ihm die nötigen Direktiven schriftlich gegeben.“

„Dann ist's gut.“

Es kam ein Trupp Leute in Arbeitskleidung. Meist kräftige untersetzte Gestalten mit frühreifen Gesichtern. Sie schienen alle in fröhlicher animierter Stimmung. Für Fresenius zu animiert. Er kannte seine Berliner: diese da waren zu sicher. Sie erwarteten einen Ulk, einen Hauptfeez, bei dem es was zu lachen geben würde. Die konnten gefährlich werden.

Da kam aber schon eine Schar Damen: Literaturweiber, die man in der „Glocke“ vorsichtigerweise verschiedene Male hatte zu Worte kommen lassen.

Fresenius begrüßte einige davon mit Komplimenten, bei denen ein assyrischer Satrap errötet wäre.

Aber keine suchte mit den Wimpern.

„Die Bude ist ja voll,“ grollte Zelewski, dem hier nichts schmeckte, und dessen Laune sich daher getrübt hatte. „Fangen wir noch nicht an?“

Der Kunstwissenschaftler wies Dr. Kraag, mit dem er zusammen gekommen war — Frau Isolde war nicht zu sehen — auf Ibo Kay, der einsam, wie weltentrückt, vorne an einer Säule lehnte.

„Postiert er eigentlich?“

„Solche Menschen postieren immer. Auch wenn sie allein im Kämmerlein sind. Oder nie. Ich bin hinter sein Geheimnis nicht gekommen. Vielleicht ist auch keins da —“

In diesem Moment läutete oben auf der Rednerbühne die Glocke des Vorsitzenden. Zelewski und die anderen nahmen oben an dem weißgedeckten Tische Platz.

Ein Rücken der Tische und Stühle — ein Husten

und Räuspfern — ein Klappern von Bierseideln und Knistern von Zeitungen — dann wurde es still.

Zuerst wurde gebeten, im Interesse der Damen und der Redner das Rauchen einzustellen.

Damit war der große Moment gekommen.

Schönbeck eröffnete feierlich die Versammlung und erteilte Ibo Kay das Wort.

Ibo Kay sprach eine volle Stunde — viel zu lange für den Zweck des Abends. Aber er beherrschte mit seiner dunklen weichen, schmiegsamen Stimme die Zuhörer von seinem ersten: „Ich grüße Sie, Kampfgenossen und Mitkämpfer“ bis zu seinen Schlußsätzen.

„ . . . Und frei wollen wir sein, weil wir nur so freie Menschen erziehen und um uns sammeln können. Die Freiheit wollen wir in die müden Seelen pflanzen, in die dürren Äcker, die so lange kein Regentropfen neigte — und nicht jene Freiheit mit Barrikaden und ökonomischen Katechismen — aber auch nicht jene Freiheit mit dem ‚heiligen‘ Buch der Legenden in der Linken und dem Säbel in der Rechten — nein, Brüder, Schwestern: eine neue Freiheit erschauen wir . .

Unser Volk ist des Parteihaders übermüde. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Kommen wir unseren Brüdern entgegen! Noch den letzten Kampf um dies — Ziel und dann der Friede! . . .

Die Versöhnungspartei ist das Palladium, um das es sich lohnt, Mauern nieder zu reißen und Kämpfer zu werden . .

Helft uns dazu! Schließt die Reihen! Kommt

mit uns und unseren Forderungen in Hütten und Paläste, zu den Reichsten der Reichen und den Ärmsten der Armen. Reißt sie aus der Gewalt verrotteter Meinungen und Vorurteile und lehrt sie das Evangelium der Menschheit!

Auf zum Kampf, zum Sieg, zum Frieden!"

Er schlug mit der Hand schwer auf das Rednerpult, daß das Wasserglas herunterfiel und zerbrach.

Die Zuhörer tobten.

Es war aber ungewiß, ob der Beifall oder der Widerspruch stärker war. Wütendes Händeklatschen und Hochrufe mischten sich mit höhnischen Worten: „Weltbeglucker — Missionar — Konfusionsrat — Narr —“

Die Frauen waren für ihn. Eine drängte sich eben hervor und überreichte ihm einen Lorbeerkranz.

Er wehrte ängstlich ab. Aber es half ihm nichts. Der Kranz — von dem nur Fresenius wußte, wer ihn bezahlt hatte — wurde ihm wieder und wieder in die Hand gedrückt.

Über sein schönes Schwärmergesicht glitt ein Schatten. Das alles war nichts für ihn.

Solange er auf der Tribüne stand, ergriffen ihn seine Ideen, und er berauschte sich an seinen eigenen Worten. Er baute dann wie Korallenpolypen auf's Geratewohl. Nur in ganz weitgestecktem Rahmen des Möglichen und Richtigen. Er widersprach sich dann oft. Aber das beeinträchtigte die Wirkung seiner Worte nicht. Im Gegenteil. Dieser Wirbelwind von Gedanken und Empfindungen und Worten fachte die letzten Flämmchen in den Seelchen seiner kritiklosen Zuhörerinnen an.

Er fühlte das auch. Und daß ihn auch in dieser Stunde das Gefühl nicht verließ, dafür sorgten die andauernden Zurufe seiner Gegner.

So kam er sich in diesem Moment, der ihm den höchsten Triumph seines jungen Lebens brachte, klein, schwächlich, unbedeutend, phrasenhaft vor — ein Epigone, nur mit mehr Herz als die anderen . . .

„Sehen Sie nur,“ sagte unten im Saal Dr. Kraatz zu seinem Nachbar, „wie die Weiber an ihm hängen!“

Marcuse lächelte. „Ich denke an Savonarola und die Florentinerinnen.“

Der Vorsitzende rührte die Glocke.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich Gehör verschaffen konnte.

„Bevor wir zum zweiten Punkt der Tagesordnung kommen, machen wir eine Pause von zehn Minuten.“

Ein Mann in Arbeiterkleidung erhob sich.

„Zur Geschäftsordnung!“

„Sie wünschen?“

„Ich denke, wir sind hier alle im Saal begierig, die neue Partei, von der die Herren auf den Sitzsäulen soviel reden, kennen zu lernen. Ich schlage vor, sich oben etwas mehr zu beeilen. Wir haben nicht alle soviel Zeit, wie wahrscheinlich der Herr Vorsitzende, und wollen nicht bis nach Mitternacht auf Ihre Aufklärung warten.“

Sofort erhob sich Fresenius in seiner ganzen Größe.

„Es freut uns aufrichtig, daß der Herr Vorredner

so gespannt ist. Das beweist die Werbekraft und die Anziehungskraft unserer Ideen. Aber wenn es ihm zu lange dauert, stellen wir ihm gern die gedruckten Referate portofrei im Lauf der Woche zu."

Die Situation war so noch einmal gerettet. Aber es war doch ein schriller Miston angeschlagen.

Die Wahrheit war, daß Pronig noch immer nicht da war. Am Vorstandstisch herrschte große Unruhe. Zwei Boten waren bereits nach seiner Wohnung gesandt, aber unverrichteter Sache zurückgekehrt.

Es war bereits eine Viertelstunde vorbei, und noch war er nicht zu sehen.

Das Publikum wurde unruhig. Man scharrte mit den Füßen. Schon wollte der Vorsitzende Kleemann das Wort geben, als ihm Zelewski zuraunte: „Da kommt er.“

Pronig kam.

Langsam, mit schwerem, schleppenden Schritt, leicht taumelnd wie ein Trunkener, durchschritt er den schmalen Gang, der an der Wand freigelassen war.

Ein Kellner kam mit einem Tablett leerer Gläser direkt auf ihn zu und rief ihn an. Pronig sah ihn nicht und hörte ihn nicht. Der Kellner schob ihn unsanft beiseite und sah ihm mit frechem Grinsen nach.

Der Hut saß ihm schief, war eingebeult und mit Staub bedeckt. Die Krawatte hing halb heraus. Das Gesicht war fahl und gelblich.

Müde warf er sich oben am Vorstandstisch in einen leeren Stuhl.

„Um Gottes willen, Mann," rief Schönbeck, „wie sehen Sie aus? Sind Sie krank?"

Er verneinte kopfschüttelnd.

„Wir warten schon mit Schmerzen auf Sie.“
Und als er ihn verständnislos ansah: „Sie haben doch Ihren Vortrag nicht vergessen?“

„Den Vortrag?“ begann Proniz ganz langsam.
„Nein, nein. Den habe ich nicht vergessen: an die Frau von heute!“

„Er hat sich zu viel Mut angetrunken,“ flüsterte Fresenius Zelewski zu. Der nickte lachend.

Schönbeck war wütend: „Soll ich Ihnen das Wort geben oder verzichten Sie?“

„Aber ja, zum Teufel!“ rief Proniz ungeduldig und warf den Hut zur Erde.

Wieder ein Klingeln.

Dann: „Ich erteile dem bekannten Dichter, unserm verehrten Jense Peter Proniz, das Wort zu seinem Referat: ‚An die Frau von heute.‘“

Einige erhoben sich, als Proniz ans Rednerpult trat; andere benützten ungeniert ihre Operngläser. Viele klatschten.

Er sah eine ganze Weile schweigend in die erwartungsvolle Menge.

„Klatschen Sie nicht!“ begann er endlich. „Vielleicht pfeifen Sie, wenn ich abtrete.“

Sie sagen: Sie kennen meine Meinung von gestern. Aber kennen Sie auch die von heute? Wissen Sie, wieviel Wellen zwischen gestern und heute wogten? Wissen Sie, wieviel von meinem Ich diese Wellen mit sich rissen?

Ich könnte Ihnen ‚Panta Rhei‘ sagen und damit würde alles Nonsens, purer, blanker Nonsens, was

hier gesprochen und geglaubt wird. Aber Sie würden das ja gar nicht verstehen. Sie wüßten vielleicht nicht einmal, was das auf Deutsch heißt!!“

Einem Augenblick eisigen, atembeklemmenden Schweigens folgten Rufe: „Zur Ordnung! Zur Sache!“

„An die Frau von heute wollte ich appellieren. Und vergaß, daß das, was ich sagen wollte, der Frau von gestern und vorgestern gesagt wurde. Und immer, immer umsonst. Das ist ja alles so entsetzlich zwecklos —“

Mit einem Male verlor seine Stimme ihren matten, monotonen Klang. Er bog sich jäh über das Pult und schrie: „Seid ihr es denn wert, daß man euch hinaufzieht? Daß man euch seine Träume, seinen Geist, seinen Willen, seine Phantasie, sein Leben opfert?“ Seine des Redens ungewohnte Stimme schrillte in den Diskant über, als er in die sich erhebende Menge hineinbrüllte. Und durch einen Husten-anfall hindurch, der ihn jetzt erfaßte und durchschüttelte, stieß er mühsam und gequält hervor: „Dirnen — Dirnen —!“

Seine Worte wurden übertönt von dem tobenden Gejohl der Hörer. Hunderte schrien ihm Schimpfworte und Schmähungen zu. Es freischte, lachte, heulte, quiekte, pfiß, zischte.

Die Versammlung glich in diesem Augenblick einem brausenden Meer.

Schönbeck und Fresenius zogen ihn zurück. Klee-
mann jammerte: „Was nun, meine Härren, was nun?“

Als könne er sie nicht verstehen, weil sie eine fremde Sprache redeten, starrte er sie an. Wortlos

nahm er den Hut und ging langsam dem Ausgang zu.

Die Meisten hatten sich erhoben. Die Damen vom Literaturverein drängten sich zu ihm. Sie waren die einzigen im Saal, die ihn jetzt bewunderten. Sie waren alle entschlossen, ihm die Ehrenmitgliedschaft anzubieten. Das war ja ein furchtbar interessanter Mensch.

Eine Gruppe Arbeiter oder Handwerker, die mehr im Hintergrunde saß, sah ihm lachend und ulkend zu. Der Sprecher von vorhin rief ihm zu: „Nur so weiter, Herr Doktor.“

Ein gutgekleideter, gutgenährter Herr — es war Rentier Schwandtke — sagte keuchend zu seiner erblaßten Tochter Katharina: „Das ist nun Idealismus! Das ist moderne Jugend.“

Pronig hörte von alledem nichts. Er ergriff mechanisch die Hände, die sich ihm entgegenstreckten.

Aber einer spie vor ihm aus.

Da schrie er auf wie ein mißhandeltes Tier. Mit geballter Faust stürzte er dem Angreifer nach.

Einige kräftige Hände rissen ihn aber zurück und drängten ihn zur Ausgangstüre.

Der Zeitungshändler, der im Vorflur gerade sein Bündel schnürte, bog gewandt aus. „Ausgeschmissen,“ konstatierte er, und über sein Käsegesicht flog ein verständnisvolles Lächeln. Das war nichts neues. Bei besseren Versammlungen war das so Usus. —

Nun stand Pronig draußen, halb zusammengeknickt gegen den Türpfosten gelehnt.

Geschminkte Frauen gingen an ihm vorbei und

spotteten. Er hörte es nicht. Beim Öffnen der Saaltüre vernahm er für einen Moment das Toben der Menge drinnen — wie man aus weiter Ferne die Wellen der See an die Granitstufen des Leuchtturms branden hört.

Möglich stand Ibo Kay neben ihm. Seine dunklen Augen leuchteten.

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen? Ich weiß ja, Sie sind nur unglücklich.“

Pronis sah ihn groß an und richtete sich straff auf. „Ich unglücklich? Haha. Sie sind verrückt, mein Lieber.“

Ibo Kay drückte ihm die Hand. „Sie sind heute nicht unser Jense Peter. Ich suche Sie morgen auf. Adieu. Die Pflicht ruft.“

Einen Augenblick stand Pronis noch, dem Raunen der Gassen lauschend. Das war wie das Knurren des Raubtiers im Zoo, wenn die Bestie verdaut und im Halbschlaf liegt . . . die große Bestie „Berlin“ fnurrte da . . .

Möglich kamen drei Schutzleute im schnellen Lauf. Voran ein Herr im schwarzen Rock: Fresenius, der sie wohl herbeigerufen hatte. Sie stürzten an ihm vorbei in das Lokal. Er hörte drinnen Rufe, einen Moment Schweigen und jähen Umschlag zum Tumult.

Wieder stürzte ein Schutzmann heraus und pfiß. Eine Anzahl Uniformen näherten sich.

Langsam ging Jense Peter Pronis seines Wegs, seiner dunklen, kalten Wohnung zu.

Die schwebende Kugel

Das gelbe Lampenlicht kämpfte schon längst mit dem fahlen Morgenschimmer, und noch immer saß Jenz Peter am Schreibtisch und wühlte mechanisch in den Papierfegen, die einmal ihre Briefe gewesen waren.

Endlich erhob er sich, öffnete die Ofentüre, warf alles hinein und zündete es an. Mit einem Lineal schürte er die Glut.

Er kauerte davor und sah großen, starren Auges zu, wie da alles verbrannte. Ab und zu half er nach, steckte einige widerstrebende Papierstückchen an und schob andere in die Flamme.

Nun war alles vernichtet — — —

Er kehrte zum Schreibtisch zurück und entnahm einer Schublade einen Stoß loser Blätter. Auf der ersten Seite stand in großen Rundschriftbuchstaben:

„Die schwebende Kugel.“

„Meine Rechtfertigung. Mein Testament an die Menschheit.“

Weit ausholend, mit vielen Beispielen aus Geschichte und Literatur, mit unzähligen Zitaten aus Philosophen von Mark Aurel über die christlichen Weltthaffer hinweg bis zu den Wahrheitsuchern dieser Zeiten bewies er, daß der freie Tod, der selbstgewählte,

etwas Begehrtenwertes sei. Mit vielem Scharfsinn wies er die Zufälligkeit des Lebens und seiner Erscheinungen nach, das Unwürdige, das für den aufrechten Menschen darin lag, Gesetze zu heucheln und zu befolgen, die keiner glaubte, und die aus dieser Erkenntnis resultierende Pflicht, sich davon frei zu machen.

Ja. Es war gut.

All sein Schaffen, gleichviel auf welchem Gebiet, war nichts wert gewesen. Nichts. Keine Zeile, keine Szene, die nicht von irgendwo „angeflogen“, angelehrt war. Ein Satz des sonst tiefverachteten Schiller flog einen Moment vorüber: „Wenn dir ein Vers gelang in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?“

Nein, nein. Das war nichts. Aber dies würde bleiben! Sein Testament an die Menschheit, die sich noch die Mühe gab, weiter zu leben!! Das würde seinen Namen in die Ewigkeit heben.

Noch einmal überflog er die letzten Seiten:

„Wir haben also gesehen, daß alles, was wir denken, tun, haben, sind, wollen und können, einem blinden, unberechenbaren X unterworfen ist, das wir ‚Zufall‘ nennen. Alles schwankt, oszilliert und schwebt frei, wie die Kugel, auf der wir wandern, und alles zerfliehet in Atome, in ein Nichts, wenn dies X, dieser Zufall, seine bärenhaft täppische Hand ausstreckt, wie diese Weltkugel einst zersplittert, in Atome, in ein Nichts, wenn es etwa einem stärker auftretenden Kometschwarm von größerer Dichtigkeit als die bisher beobachteten gefallen wird, in ihren Weg zu laufen und sie in Gase zu verwandeln.“

Also es gibt nichts Festes? Nichts, wo der schwankende Fuß einen Boden fände? Nichts, wo der Wille des Menschen sagen dürfte: „Hier ist mein Reich, mein absolutistisches, durch keine Formel, durch keine unsichtbare Gewalt, durch kein X geschmälertes Reich“? Keine feste Insel in dem Ozean wirr durcheinanderwogender Gewalten?? Ja, eine ist da!!! Ja, ja, ja! Betritt die Insel, der du entsetzt auf die Ungeheuer der Tiefe starrst, die mit ihren dummen Krakenarmen nach dir langen! Zittere nicht! Beuge dich nicht unter eine dunkle, unsichtbare, unfassbare, also undenkbbare Gewalt — auch nicht unter Idole, die man nach ihr fabriziert, wie kundige Betrüger einst nach dem Schmerzensausdruck des großen Fanatikers Jesu das Schweißttuch der Veronika fabrizierten! Steh aufrecht da! Hier prägst du Münzen, die dein Bild tragen. Hier pflanzst du die Standarte mit deinen Farben ein. Und alles, was dich sonst zerkleinern, zerstören wollte, wagt nicht einmal, — nach dir zu begehren.

Dies Eiland der Seligen heißt: Das Land des Sich-Selbst-Auslöschens!

Hier ist kein Zufall, kein Schwanken, kein Taften.

Gewiß — die Hand kann fehl gehen, und die Kugel zerstört dein Augenlicht. Dann tust du es eben mit umflorten Augen noch einmal. Das feine Gewebe deines Gehirns kann zerrissen werden — gewiß. Aber dann bist du ja schon tot, wenn auch die Muskeln noch arbeiten und das Blut seinen nimmermüden Kreislauf fortsetzt.

Hier fallen die Götter vor dir auf die Knie und

beten zu dir. Auch die schlimmste Göttin: Ananke, Fatum, Kismet, Notwendigkeit!

Ja das ist des großen Mysteries größere Lösung: daß dich von dieser schwebenden Kugel, die wir Erde nennen, die andere schwebende Kugel erlöst, die aus der Mündung der Waffe gleitet!

Ist es nicht wie ein Ring, der sich schließt?

Ist es nicht, als wenn Sklaven ihre Ketten abgenommen würden? Hört ihr nicht das Jauchzen? Ich höre, ich höre es und begehre dereinst also mitzujuchzen!!!“

Beim Fortgehen vergaß er die Fenster zu schließen, und der Zugwind, der beim Türschließen entstand, stob durch die Stube, über den Schreibtisch fort und griff nach den losen Blättern des Manuskripts und wehte sie dahin.

Als eine Stunde später Frau Ruhnert hereinkam, um die Stube zu reinigen, sah sie ärgerlich auf die Verwüstung, die im Zimmer angerichtet war. Da die anderen Sachen ihres Mieters fertig gepackt zum Fortholen da standen, hielt sie diese Blätter für vergessenes, überflüssiges Zeug und stopfte sie in den Mülleimer, um sie später in der Küche beim Feueranmachen zu verwenden.

Sophie

Was Eisengitter des Kirchhofs war häßliche Handwerksarbeit. Nicht der schüchternste Versuch war gemacht, die Schwere des Materials zu überwinden oder seine Eigenschaft zu neuen kräftigen, selbständigen Formen zu benützen. Wie schön verstanden sie das in den kleinen nordischen Städten, z. B. an den Vorbauten der alten grauen Häuser!

Jens Peter Pronis konstatierte es mit inniger, herzlicher Befriedigung: der Bürger wurde eben bis zum letzten Schritt unter einer kalten Dusche von Nüchternheit und Häßlichkeit gehalten. Wie konnte da schließlich auch die Flamme des Schönheitsgefühls und der Sehnsucht überhaupt aufblühen?

Und dies war nun seine letzte Wohnstätte.

Wie weit entfernt war dies Bild von den Träumen der Jugend: „In Schönheit sterben, mit Weinlaub im Haar“ — Ach, auch das war verbraucht. War zur Kulisse geworden. Nur neurasthenische Melancholiker wurden bei dem Gedanken weich.

Nein, nein, es war gut so: der Wirklichkeit in das Auge sehen, bis zuletzt! Sie sollten nicht sagen, daß er feige vor ihr geflohen war und sich in einem weihrauchduftenden Traum versteckt hatte.

Wie geschäftsmäßig das hier alles war! Er las die Aufschriften an den großen Tafeln, die wie Warnungstafeln ausfahen. An jeder Wegkreuzung, die einen Gräberblock abgrenzte, stand eine.

„Erstes Quartier. Große Leichen, von Nummer 1 bis 221.“

Hier wurde man numeriert. Und wenn der Tag der Auferstehung kam, den Pastor Felke in Hamburg mit so drastischer Anschaulichkeit zu schildern verstand? Wenn die Posaune, die berühmte Posaune des jüngsten Tages erklang? Dann rief der Erzengel Gabriel: „Nummer zweihundert, kommen Sie mal her! Lassen Sie sich mal gefälligst wiegen. Sie scheinen mir zwar so wie so ein arger Sünder zu sein. Aber hier geht es fulant zu. Jeder kommt zu seinem Recht. Auf Gramm und Milligramm.“

Ja, ja, das war die Gleichmacherei. Die Titel auf den Grabsteinen — sie waren alle sehr ausführlich — las er gewiß von seiner Höhe aus nicht. Er konnte auch wohl nur Hebräisch, der gute Gabriel.

Da war die Abteilung für Kinder. Lauter kleine Maulwurfshügel, meist eingesunken und wild überwuchert von dunklem Epheu. Nur auf einigen standen kleine geschmacklose Engel mit dummen Gesichtern und gefalteten, unmöglich langen Händen. Den meisten Gräbern merkte man es an, daß sie schon von den Eltern vergessen waren. Hier fehlte eine Tafel mit dem Wort der alten Griechen, die die guten Lebenskenner waren: „Früh stirbt als Knabe, wen die Götter lieben.“

Wie leicht hatten die es sich und den Thren gemacht!

Und den Göttern!

Von der Straße her klang der Rhythmus der Steinklopfer. Es gab jedesmal, wenn der eiserne Stampfer auf die Kopfsteine aufschlug, ein grellflirrendes, stimmungzerreißendes Ping-Pang-Ping — Ping-Pang-Ping — —

„3. Quartier. Erwachsene. Nummer 874 bis 476.“

Die Gärtnermädchen, die die Wege säuberten, lachten herüber. Vielleicht hatten sie sich gerade etwas vom gestrigen Tanzboden erzählt.

Der Wind rauschte in den dürren Zweigen. Und jedesmal klang es, als regnete es.

Eine Diafonistin stand an einem Grabe und ordnete die Herbstblumen darauf. Ihr Gesicht war hübsch und regelmäßig. Die dunkle Haube rahmte es kokett ein. Sie stand da, als ob sie in dieser Pose photographiert werden sollte —

Als Pronig weiter nach oben schritt, wo der neue Teil des Gräberfeldes lag, sah er ein Beilchensträußchen mitten im Wege liegen. Es mochte aus einem Kranz gefallen sein. Er hemmte den Schritt und hob es auf.

Da durchzuckte es ihn.

Es kam ein Frühling mit brechenden Knospen, zwitschernden Vögeln, bunten Schmetterlingen, klopfenden Herzen — und er sah ihn nicht mehr . . . Es kam ein Sommer mit farbigen Gärten und lauen Winden, die Rosenduft mit sich trugen — und er begrüßte ihn nicht mehr . . . ein Herbst kam mit reifen Früchten, die in dichtes Gras lautlos fielen — ein Winter mit Silberkristallen an den Bäumen und

unsinnig frohem Kinderlachen — und er sah das alles nicht.

Ein Sonnenstrahl schob sich auf einen Augenblick durch die Wolkenmasse und warf einen goldenen Streifen quer über den Weg.

Dem Einsamen wurde das Gehen schwer.

Er ließ sich auf eine Bank nieder, die im dichten Gestrüpp stand. Die Erinnerung an alles, was ihm bisher begegnet war, drängte sich ihm auf. Und er sah nur Böses, Häßliches, Feindliches.

„L'amour qui tue . . .“

Regine Luther, du mit dem Ebenholzhaar, mit dem Gesicht, wie aus Elfenbein, mit dem Herzen aus Holz, du Schöne, Ferne, Kalte! —

Lucy, du — nein, du sollst nicht bei mir sein in dieser Feierstunde!

Du nicht und niemand —

Er nahm die Waffe hervor und lud sie langsam und umständlich und nahm alle sechs Patronen, als hätte er sich gegen Feinde zu verteidigen.

Du nicht und niemand —

Niemand?

Er zog aus der Brusttasche ein an seine Schwester Hella adressiertes Kuvert. Darin lag sein letztes Porträt — die Bleistiftskizze, die Martin Melcher mal bei Grau gemacht hatte. Auf der Rückseite ein Kreuz und das Datum dieses Tages und die Worte: „Nicht weinen, meine littje Sötte!“ Es war das Kosewort aus ihren Kindertagen. Ob sie sich dessen noch erinnerte? Es war doch schon so lange, lange her. Sie hatte es sicher schon vergessen.

Ach, es war ja gleichgültig — bekommen sollte sie es jedenfalls. Hastig legte er den Beilchenstrauß dazu und schloß den Umschlag.

Als er aufstand, ging eine Frau an ihm vorbei. So dicht, daß ihr Kleid ihn streifte. Sie entschuldigte sich bescheiden, und er sah dabei in ein altes, runzliches Gesicht, um das ein schwarzer Kreppschleier wehte. Sie trug einige lose, billige Blumen in der Hand; die Stiele waren in Zeitungspapier gewickelt.

Der alte Kirchhofsgärtner grüßte sie wie eine alte Bekannte, und sie sprachen einen Augenblick miteinander.

Mit plötzlich erwachtem Interesse folgte ihr Proniß mit den Blicken. Sie ging in die zweite Reihe und blieb an einem Grab stehen, das mit peinlicher Sauberkeit gepflegt war.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte er den Gärtner. „Sie kommt mir so bekannt vor.“

Er log. Er hatte sie nie gesehen.

Es war eine Frau Kiedel, Witwe, die ihre Tochter, ein hübsches, bescheidenes, begabtes, neunzehnjähriges Mädchen, verloren hatte. „Ich weiß es, weil wir früher zusammen im selben Haus gewohnt haben. Wissen Sie, ich hatte damals noch ein eigenes Geschäft in der Stallstraße. Aber es ging nicht.“

„War sie nicht brünett?“

„Die Sophie? Ja, natürlich. Und was für ein Haar sie hatte! Und so verständig. Nie auf Tanzböden und so. Man kann den Schmerz eines Mutterherzens begreifen, mein Herr. Ach ja!“

„Sie war doch im Geschäft, nicht wahr?“

Nein. Sie sollte erst später gehen. Sie nahm Stenographie- und Buchführungsstunden in der Handelsschule, und eines Abends, an einem regnerischen Tag, kam sie erkältet nach Hause, legte sich hin, lag drei Monate und war vor vier Wochen hier „bestattet“ worden.

Er sagte „bestattet“. Er sprach es wie ein Pastor aus.

In Jens Peter Pronis wachte der Dichter auf. Die kleine braune Sophie, die ihm im Leben nie begegnet war, war ihm mit einemmal lebendig. Sie wurde mit langsamer, wachsender Konzentration ein Stück seines Lebens, ein Teil des Hoffens und Träumens, das nun hinter ihm lag . . .

Ja, sie war ihm zur Seite gegangen. Sie hatte ihn vielleicht geliebt . . . Still, fest, mit jenem heiligen Eigensinn, der diesen herben, verschlossenen Mädchen eigen ist. Vielleicht hatte sie vor seinem Fenster gestanden . . . und auf ihn gewartet in Regen und Wind . . .

Und er war vorbeigegangen, wie man eben an Tausenden vorbeiging, ohne zu ahnen, daß hier — hier — das Glück war, das bereit war, ihn in feste, warme Arme zu nehmen und ihm, dem Friedlosen, Frieden zu bringen.

Und jetzt rief sie ihn!

War es nicht tiefster Mystik voll?

Sie hatte gewußt, wie einsam er immer gewesen war — o, so einsam, daß er sich nach dem Bellen eines Hundes gesehnt hatte — —, und sie sagte nun mit Tapferkeit und Milde: „Komm zu mir! Bette dich zu mir, der Keinen. Ich will nicht einsam sein,

und du sollst es auch nicht. Komm zu mir, Jens Peter! Vielleicht ist das alles nur Schlaf, was man ‚Tod‘ nennt, und im Moment des Erwachens sagen wir es uns offen und feierlich, wie wir uns geliebt haben — —“

Ja, so war es. Er starb nicht allein. Er vereinte sich mit der kleinen Sophie.

Schnell ging er zum Gärtner zurück, kaufte einen Kranz und ging eilig zu dem neuen Grabe, an dem die alte, kleine Frau kniete.

Bei seinem Näherkommen stand sie auf und glättete ihren Rock, auf dem ein Sandstreifen zu sehen war.

Er legte den Kranz nieder und sprach schnell und hastig: sie erlaube wohl, daß er der kleinen Sophie diese letzte Ehrung erweise. Er habe es erst heute erfahren. Er sei so betrübt darüber. Denn er habe die Sophie sehr geliebt.

„Sie haben meine Sophie gekannt?“

„Auf dem Weg von der Handelsschule sind wir uns begegnet. Ja. Ich werde sie nie vergessen.“ Die alte Frau sah ihn zärtlich an und strich ihm scheu, beinahe schüchtern über die Wange. „Erlauben Sie schon, daß ich das tue. Sie müssen ein guter Mensch sein.“

„— gewesen sein,“ wollte er verbessern. Aber er ließ es.

Noch war er ja.

Er nahm nur ihre Hand, die in einem vielgestopften Handschuh saß, und drückte sie fest.

„Haben Sie Sophie oft getroffen?“

„Oft? Ach nein. Oft nicht. Nur —“

Und nun spielte er eine ganze Komödie vor sich selbst und vor ihr und wurde warm bei seinen eigenen Worten. Er sah nicht mehr die alte Frau, auf deren Gesicht ein stilles Leuchten lag — er sah jetzt wirklich das blasse Kind mit dem vollen, braunen Haar — —

Wie reich war er doch! Er schmückte das kleine Schreibmaschinenfräulein, das da unten verweste, mit Diademen und Kronen und Perlenghängen, umwand es mit Purpur und köstlicher Leinwand, erhob es auf einen Thron, der aus einem einzigen Amethyst geschnitten war, und setzte ihm ein Goldkrönlein auf.

Er hatte sie getroffen. Natürlich. O, und sich tagtäglich nach ihr gebangt. Und einmal — einmal! — hatten sie sich geküßt. Im Park von Charlottenburg. Am Teehäuschen. Der Jasmin duftete, und die Nachtigallen schluchzten . . .

Was diese Frau Kiesel für eine gelbe Farbe hatte, was für Runzeln und Falten sich in das Gesicht eingegraben hatten! Eine ganze Landkarte. Oder eine vom Mars. Ja, richtig vom Mars. Eine mit den verrückten Doppelfanälen.

Wie das Leben doch stempelt, wie es brandmarkt! Jeder Wunsch, jede Lust, jedes Lachen, jedes Weinen, ja, jedes Weinen wurde hier dreingeschrieben.

Die alte Frau stand tränenüberströmt da und drückte ihm die Hände.

„Lassen Sie mich für heute. Ich muß gehen. Aber ich treffe Sie wohl öfter hier?“

Er müsse leider verreisen. Dringend. Und ziemlich weit fort.

„Das ist schade. Aber ich bin jeden Tag zu dieser Stunde hier. Ich warte auf Sie!“

Jeden Tag zu dieser Stunde! Sie würde an ihn denken. Jeden Tag zu dieser Stunde!

Wer aber noch? Wer noch? . . .

Aber was ging ihn das an? Fort, Phantome!

Die Wahrheit war hier unten bei der kleinen Sophie: die Wahrheit, die Zukunft, die Vollendung.

„Also, wir treffen uns schon noch einmal,“ sagte sie mit ihrer zitternden Stimme und ging dann langsamen, schweren Schritts fort durch die Gräberreihen.

Ihr schwarzer Kreppschleier verfing sich in einen fahlen Rosenstrauch. Als sie ihn abriß, blieb ein Stückchen davon an den Dornen hängen.

Das flatterte nun im Winde, wie eine winzige schwarze Fahne . . .

Als der Schuß knallte, flatterten ein paar Vögel, die sich im Taxusgebüsch geborgen hatten, ängstlich aus ihrem Versteck hervor, in den Herbsttag hinein.

Sonst merkte niemand etwas.

Die beiden Geliebten

Frau Isolde ordnete vor dem großen ovalen Spiegel im Atelier ihr Haar.

Martin Melcher stand hinter ihr.

Sie neigte kokett den Kopf zurück und lächelte:

„Was siehst du jetzt, Liebster?“

„Mein Glück.“

„Was noch mehr?“

„Die Erfüllung meines Traumes.“

„Und —“

Er küßte sie. „Noch mehr, du Quälgeist?“ Und durch ihr schimmerndes Haar fahrend: „Corelei!“

Sie lachte. „Und kämmt es mit goldenem Kamme... Der hier ist von Zelluloid. ‚Unzerbrechlich‘ steht hier drauf. Und drei Sprossen sind schon heraus!“

„Und singt ein Lied dabei . . .“

„Was wohl für eines?“

„Ach, kein gutes.“

Er wurde plötzlich ernst und ging langsam auf und ab.

Eine Weile sah sie ihm erstaunt nach; dann steckte sie ihr Haar auf und ging zu ihm.

„Was ist dir?“

„Das weißt du doch.“

„Immer das Alte? Eifersucht?“

„Mir ist der Gedanke so furchtbar, dich wieder in seine Hände zu geben. Jedesmal ist das so, Manchmal überkommt es mich, ob es nicht besser wäre, hundertmal besser: wir gingen auseinander. Alle meine Tage sind voll Unruhe und Schmerz; tausend Phantasien und Träume quälen mich und martern mich. Und haben alle das gleiche Thema: du in seinen Händen.“

Der Schnee fegte draußen in ganzen Wolken an die Fenster. Der Winter stürzte sich kopfüber auf die Erde. Das Licht veränderte sich in jeder Minute. Tag und Nacht hielten sich an den Händen und tanzten Ringelreihen. Der Wind schüttelte die Bäume, daß ihre kahlen Zweige an das Haus schlugen.

„Aber jetzt hast du mich doch!“

„Ja, jetzt!“

Es war nicht dies allein, was ihn quälte. Er war in diesem Moment nicht ehrlich. Nicht gegen sie, nicht gegen sich.

Was an ihm fraß, saß tiefer und war älter und stärker als seine Liebe. Es war diese dumpfe, unmotivierte Angst, das Erbteil aus der Zeit, da ihn die verzagende Mutter trug. Sie tauchte in beinahe zu bemessenden Abständen in unheimlicher Bestimmtheit wieder und wieder auf.

Wie sollte dies hier enden? Wie dachte sie sich die Zukunft? Sollte er — wie sie vorgeschlagen — sich mit ihrem Mann versöhnen? Dr. Ferdinand Kraaz, der alle Unbequemlichkeiten auf die Dauer haßte, war bereit dazu, denn er hatte keine weiteren Beweise gefunden und mit dem Kausch jenes Abends war auch

sein Groll lange vorüber. Aber sollte er diesem Manne die Hand geben, die in Isoldes Locken gewühlt?

Ach, er konnte es ja gar nicht. Es kam ein Tag, wo er müde sein würde, sich sein Glück weiterhin zu stehlen, wo er es in das helle Licht des Tages vor alle Menschen tragen würde, tragen mußte.

Und dann??

Ja, was kam dann? Man schoß sich nicht in ihren Kreisen. Nein. Aber man war Philister im Bohèmefittel gerade so wie im Garderock. Man fand Waffen, die gefährlicher und tödlicher waren als die Duellpistole. O, er hatte bereits einen Vorgeschmack davon bekommen! Und aller grimmige Humor, aller Wig half ihm nicht über die Erkenntnis hinweg, daß seine Nerven die kleinen Nadelstiche alltäglicher Widerwärtigkeiten nicht lange widerstehen konnten. Er würde wie ein überheizter Kessel explodieren müssen, um nicht sich zu verraten, sich und die Kunst, deren Priester er ja sein wollte.

„Ich kann nicht mehr arbeiten, nicht schaffen —“

„Und einst sagtest du, ich wäre deine Muse.“

„Mein Lieb bist du!“

„Mehr nicht?“

Er schwieg.

„Du wirst wieder schaffen können.“ Sie umschlang ihn heiß und liebevoll und wußte doch, daß er diesen Arm bald von seinem Nacken lösen würde.

Er hatte in diesen letzten Wochen nichts geleistet. Es war ganz zwecklos gewesen, daß sie ihm Modell gestanden hatte.

Das Bild wurde gemalt und übermalt. Die Farbe schlug ein. Es lag kein Segen darauf. Er kratzte es wieder ab und malte es neu. Nun stand der Hintergrund wieder nicht. Die Valeurs veränderten sich über Nacht. So waren Wochen und Monate ohne ein Ergebnis verlaufen.

Die Kunst duldete halt keine Göttin neben sich. Und Isolde war ihm immer mehr Weib als Modell gewesen.

Es war schon soweit gekommen, daß er im Geheimen an ihr herumgefrittelt hatte. War sie eigentlich noch so schön? Besaß sie noch die zauberhafte Grazie der Bewegung, jenen matten Ton der Haut, jenen Duft des Haars, der ihn einst bezaubert hatte? Er wollte und wollte sich einreden, daß es vorüber sei, um es sich leichter zu machen. Aber es war ja so lächerlich. Sie war ja schöner, graziler, liebenswerter denn je. Sie hatte wie keine andere den Charme der Form, die Grazie der feinen Angorafase. Sie hatte die schönen, schmalen Hände, das undefinierbare Lächeln, die unbewusste Hoheit, die großen Augen unter den hohen Brauen, die die Mododonnen des Trecento hatten — — —

„Sag' mir die Wahrheit, Martin. Du liebst eine andere, nicht war? das ist's.“

Er verschwor es. Aber sie hörte nicht auf ihn. Eine Weile jammerte sie still vor sich hin.

„Das ist so schlimm. Man kann uns nehmen, genießen wie eine Frucht und wegwerfen Ach, ein Weib ist doch gar nichts.“

Er nahm ihren Kopf zu sich empor und küßte

sie auf Stirn, Augen, Wange und Mund. Ohne ein Wort zu sagen.

Da glaubte sie wieder . .

Pronig hatte Recht: „Für den Mann ist die Sehnsucht, das Nie-Erlangte in der Liebe alles, die Erfüllung wenig; für die Frau ist die Erfüllung alles.“ Was für Realisten sind sie doch!

Sie war wieder wie umgewandelt. Und als sie einen neuen lustigen Einfall bekam, klatschte sie vor Übermut in die Hände.

„Ich komme noch mal im Kostüm, ja? Als Bub.“

Beide dachten des Nachmittags, wo sie sich im Nebenzimmer umgekleidet und dann plötzlich in Samthöschchen und violettenen Strümpfen vor ihm gestanden hatte. Aus dem großen liebevollem Weib war ein kleiner zierlicher Junge geworden. Sein auf Realismus eingestelltes Malerauge hatte sich wieder baß verwundert, wie die Tracht Wuchs, Größe, Gang verändert. Wie seltsam-unsicher sie auschritt! Wie wenig doch ein Weib mit seinen Beinen anzufangen weiß, durch die Sklaventracht der baumelnden Tuchmasse bei jedem Schritt gehemmt und behindert! —

Möglich wurde sie ernst.

„Ich weiß ja, daß es mal sein muß, daß wir mal auseinander gehen müssen. Und ich will dann kein Kind sein, nicht töricht. Ich verspreche es dir. Ich will dann ein ganz anderes tapferes Weib sein. Glaub' mir, Martin.“

„Ich glaube dir ja.“

„Aber laß es noch nicht jetzt sein! . . Nicht im Winter mich einsam lassen! . . Jetzt kannst du ja auch

wohl noch gar nicht fort. Aber im Frühjahr. Dann hast du wohl soviel, daß du nach Paris zurückkannst, zu den Cezanne, Sisley — ach, wer weiß, zu wem. Ich sehe ja ein, daß du das für deine Kunst brauchst," setzte sie schüchtern hinzu, als er nicht gleich antwortete.

"Ja, erst Geld haben! Geld und kein Talent haben ist eine Barbarei, eine nackte Zwecklosigkeit. Aber kein Geld und Talent haben — ist ein Keim, ist eine unverzeihliche Perfidie des Himmels. — Merk dir diesen Aphorismus, Liebste! Er ist fast so tief wie einer von Pronig."

Sie lachte ihr Silberglöckchen-Lachen.

"Ich bin so froh, Martin. Mir ist, als hätte ich Sekt in den Adern. Sei doch auch froh!" Sie legte die Arme um seinen Hals. "Noch ist ja Zeit bis zur Trennung. Wir wollen diese letzte Zeit schnell trinken, als würde uns der Becher jeden Augenblick weggenommen, ja? Noch bin ich bei dir. Nun mach doch deine Liebste froh! Sie hat ja nichts als dich!"

Er küßte sie einmal — noch einmal — — —

Da klopfte es an die Ateliertüre. Mehrere Male hintereinander. Hestig und fordernd.

Sie erschrak und flüchtete in das Nebengemach, das sie von innen verschloß.

Dann öffnete er.

Draußen stand Lucy Ballentin.

"Sie hier?"

Er vergaß in seinem Erstaunen, sie herein zu bitten.

Sie war ganz aufgelöst. Sie suche einen, dem sie die furchtbare Kunde und ihr Leid mitteilen konnte, und hätte niemand angetroffen. Allmählich erst verstand er, daß sie davon sprach, daß Proniz sich erschossen habe. Sie verfiel in Weinkrämpfe. Er hielt das zuerst für gemacht und entschloß sich nur schwer, ihr beizuspringen und sie auf den Divan zu betten.

Sie klammerte sich fest an ihn und beruhigte sich nur langsam.

Melcher sprach kein unnötiges Wort zu ihr, um nicht in Versuchung zu kommen, ihr etwas Böses zu sagen.

Sie behauptete, sie ginge jetzt ins Wasser. Er dachte: Du gehst gewiß zu Eggert und läßt dich trösten —

Beim Fortgehen schrie sie noch einmal auf: „Und um einer anderen willen hat er es getan. Eine andere hat er seit Monaten geliebt. Die Tote. Alle Blätter schreiben darüber. Ach, diese Schande!!“

Das war ihr das Schwerste.

Melcher schloß die Türe und lehnte sich an die Wand. Er war mit einemmal so müde, so müde.

Als Isolde ihn erstaunt ausfragte, sprach er rauh und verstört zu ihr und starrte sie seltsam an. Wie eine Fremde, wie einen feindlichen Eindringling. Sie erschraf. So hatte sie ihn noch nicht gesehen.

Er mußte jetzt zum Kirchhof hinaus, in dessen Leichenhalle der Freund lag.

Vor der Haustüre trennten sie sich.

„Übermorgen komme ich.“

„Ja.“

„Ich komme doch lieber morgen. Du mußt mir alles erzählen. Ich werde es möglich machen.“

„Ja.“

Run lief er, da sich kein Wagen zeigte, zum Bahnhof. Durch das dichte, wild wirbelnde, kalte Schneegestöber.

Am Bahnschalter hielt ihn der Briefträger auf.

Mechanisch nahm er den großen gelben Brief mit dem schwarzen Aufdruck in der linken Ecke.

Erst als er in der Bahn saß, öffnete er ihn. Darin stand, daß er den Preis bei dem Wettbewerb für das Plakat der Sportausstellung bekommen habe: 3000 (Dreitausend) Mark. In Empfang zu nehmen gegen Vorzeigung dieses Briefes und Legitimation beim Bankhaus — —

Das Schreiben fiel ihm aus der Hand.

Der starke Eindruck der Todesnachricht minderte sich jäh.

Er dachte jetzt nur das eine: er hatte 3000 (Dreitausend) Mark. Das hieß: er konnte ein Jahr und länger davon leben. Er war ein Jahr und länger ein freier Mensch. Er brauchte die Kuliarbeit des Tagesverdienstes nicht mehr. Er konnte wieder nach Paris, wo seine Kunst ihre letzte Weihe bekommen würde. Er ging jetzt den Weg zur Größe. Er stand bald auf dem Gipfel des Berges, der den Tempel der Kunst, der Unsterblichkeit trug. .

Er!

Er allein! Die anderen sah er unten am Fuß des Berges keuchend liegen. Sie kamen nie hinauf. Nie. Sie trugen alle zuviel Bürden mit sich. Nur

er hatte alles abgeworfen. Alles. Darum ging es sich auch so leicht!

* * *

Als Isolde am nächsten Tage wiederkam, den kleinen Terrier „Purzel“ am Bändchen, empfing er sie vor der Türe.

Sie mußte gleich, was es zu bedeuten hatte, und biß sich auf die Lippen und wagte nicht zu bitten. Er war so seltsam hart und ernst und schwer.

„Ich fahre morgen nach Paris. Ich habe Geld bekommen. Du weißt ja, daß es sein muß.“

„Nach Paris,“ sagte sie nur. Und in ihrem Ton lag das Gefühl eines ungeheuren Abgrundes, der sich auftat, den nichts, nichts, nichts überbrücken würde.

Sie hatte sich oft ausgemalt, wie ihr Abschied, der ja so unvermeidlich war, einmal sein würde. Sie hatte ein ungeheures, tiefbrennendes Weh geahnt. Nun, wo plötzlich die Stunde da war, empfand sie gar keinen rechten Schmerz — wenigstens nicht den Schmerz, den sie erträumt hatte. Es schien alles so selbstverständlich. Auch dieser dumpfe Druck im Kopf, diese Leere um sie herum.

Einen Augenblick lang kam sie sich recht bedauernswert vor, und sie haderte mit ihrem Geschick. Aber sie grollte ihm nicht, sie schmolte nur mit ihm . .

„Und nun? Soll ich gleich wieder zurück?“ fragte sie trozig.

„Wir wollen noch eine Stunde beisammen sein und bis Bahnhof Schmargendorf gehen.“

Sie nickte froh. So lange er noch neben ihr schritt, gehörten sie zusammen.

An einem Zeitungsständer blieb sie einen Augenblick stehen. „Hast du die Berichte gelesen? Ich habe einen bei mir.“

Mit vorwurfsvoller Miene zeigte sie ihm das Blatt.

An der Spitze des lokalen Teils stand es:

„Des Dichters Geliebte!

— Ein sensationeller Selbstmord.“

Pronigens Tod war da mit Verschwendung von viel papiernem Gefühl und mit verblüffender Anschaulichkeit beschrieben, als sei der Reporter dabei gewesen.

Der Artikel schloß: „Dieser Tod des jungen hoffnungsvollen Poeten, von dem übrigens das ‚Theater des Nordens‘ demnächst ein gewiß allgemein interessierendes Stück zur Aufführung bringt, beweist, wie falsch jene urteilen, die unsere Zeit des Materialismus zeihen. Gab es seit dem Tode des jungen Werther, seit dem tragischen Ende Kleists wohl etwas Rührenderes und Idealeres — wenn auch Bedauerlicheres — als dies Sich-Selbst-Aufgeben eines heranwachsenden Genies am Grabe der Geliebten? Vielleicht starb hier ein Shakespeare . . . Sicher ist, daß hier Liebe starb, die groß war, wie die von Romeo und Julia . . .“

Martin Melcher ließ das Blatt sinken.

War das alles wahr? Hatte er den Freund so schlecht gekannt, daß er diese, das Überirdische streifende Liebe, nicht gespürt hatte? Wer trug nun Schuld an diesem Sterben? — — — Lauter ungelöste Fragen, die nun nicht mehr beantwortet wurden.

Kenn' einer die Poeten aus! Er wollte nicht mehr fragen. Nein, er hatte keine Zeit dazu.

Dort in der Ferne rief der Tag, das Leben, die Kunst.

„Es muß schön sein, so geliebt zu werden,“ sagte Isolde mit schwärmerischem Glanz der Augen. „Ach, es muß wunderschön sein!“

Und ich? Und ich? — fragte sie gleich darauf. Warum werde ich nicht so geliebt? Ich bin doch schön und lieb. Wenn ich jetzt stürbe, würde sich keiner, aber auch keiner die Augen rot weinen, geschweige denn mir in den Tod folgen.

Sie erblaßte.

„Muß es heute sein, Martin?“

„Ja. Morgen reise ich ab. Laß mir ein schönes Andenken an dich: du wolltest doch tapfer sein!“

„Ich will ja auch.“

Sie senkte ergebungsvoll ihr Haupt. Es war ja auch am besten so.

Nur an der nächsten Ecke drehte sie sich noch einmal um. Nach dem breiten, flachen Haus.

Dort, über dem Erker, war sein Atelier. Die hohen Fenster. Da war sie gestern zum letztenmal gewesen. Würde sie je wieder lachen können? Zum letztenmal . . .

Winter

Vom Steglitzer Ratssturm schlug die Uhr vier, als Martin Melcher und Frau Isolde aus dem Weichbild des Städtchens ins Freie traten.

Die weiten, weiten Felder waren unter Schnee begraben. Vor ihnen in einer Talmulde träumte Schmargendorf. Die Luft war so klar, daß man beinahe jedes einzelne Fenster erkennen konnte. Ganz hinten stand der Grunewald wie eine grün-schwarze Mauer.

Langsam gingen sie den Landweg hinab, dessen feste Schneekruste unter ihren Füßen knarrte.

Purzel, ihr kleiner Terrier, fror furchtbar: er hob bei jedem Schritt die Beine hoch auf und wimmerte kläglich.

„Armes Vieh! Er friert so. Ich werde ihn doch auf den Arm nehmen.“

„Ach laß ihn nur: er gewöhnt sich bald daran.“

Aber Purzel gewöhnte sich nicht daran. Er klagte mit unterdrückten, zitternden Schmerzenslauten. Und es war ihr gar nicht klar, ob es Mitleid mit seiner Herrin war oder das Kältegefühl. Es war aber wohl nur dies; der glattgefrorene Schnee brannte gewiß seine verwöhnten Pfoten.

Sie beugte sich nieder und nahm das Tier auf den Arm.

„Wie schön das ist,“ begann er nach einer Weile. „Wer das malen könnte: diese blauen Schatten auf dem Schnee, dieß Luftflimmern über der weiten Fläche!“

Dann schwiegen sie wieder. Keiner schien die rechten Worte zu finden. Die rechten — das waren die, die nicht schmerzten.

Langsam durchschritten sie die Dahlemer Dorfstraße, bogen an der alten, verwitternden Kirche um und näherten sich dem Grunewald. Der hatte seine Farbe verändert; auf dem weißen Grund standen die Bäume wie metallene Säulen; die Kronen waren die Kapitäle, und sie waren bizarr und seltsam verschlungen, fast unheimlich; wie in alten deutschen Kathedralen.

Er ging schweren Schritts und gesenkten Hauptes.

Vor seinem Auge erschien immer wieder das blutige, eingesunkene Antlitz von Jens Peter Pronitz. Er spürte: er würde den Anblick nie los werden. Drohte das Schicksal oder warnte es?

Von dem Weib an seiner Seite trennte er sich nun für immer. Würde sie leiden müssen?

Zuerst wohl. Aber lange würde es nicht dauern.

„Ihr Herz ist weich, und schnell und tief schreibt sich da etwas ein. Schneller und tiefer als in Wachs. Aber die Schrift verwischt sich auch ebenso leicht. Jetzt glaubt sie noch an mich. Und hängt an mir. Wie lange noch? Jedes Gläserklingen wird den Ruf nach mir übertönen . . . Ehe der Sommer kommt und die weißen Rosen von Tegelort aufblühen, wird sie mich vergessen haben . . .“

„Nein, nein,“ sagte eine andere Stimme, „eine Frau, eine rechte Frau vergift den Mann ihrer tiefsten Liebe nicht. Sie wird dich nie vergessen.“

„Ach,“ höhnte die erste, und die klang jetzt wie die Stimme Zelenkoff, „man soll nie ‚Nie‘ sagen! Und geh mir doch mit den sogenannten ‚Opfern‘, die das Weib bringt! Das überschätzt der Mann ja so gern. Er steigt ja auf seiner eigenen Börse, im eigenen Kredit, wenn just er es war, dem die Schätze Eldorados anvertraut wurden.“

Sie ließ plötzlich das Tier zur Erde gleiten und lehnte sich an das Wildgatter.

„Ich kann nicht weiter.“ Sie hielt das Tuch vor die Augen. „Nun ist’s bald Weihnachten. Und ich hatte es mir so schön gedacht!“

„Was?“ fragte er und wunderte sich selber über die Schärfe, die in seinem Ton lag.

„Ach, nichts. Es ist nun ja doch alles vorbei.“

Und nun schwieg sie. Denn sie hatte in sein gefurchtes Gesicht gesehen. Und wußte nun: es ging nicht anders. Sie biß die Zähne zusammen und ging mit kurzen, festen Schritten weiter.

Links schauerte der Grunewald, und die Birken an der Straße bogen sich wie unter unsichtbaren Fäusten. Nun kam das Dorf mit seinen alten, einfachen Landhäuschen, die scheu zu den modernen gepußten Palästen emporsahen — Nun lag auch das Dorf hinter ihnen und es kam der Landweg, der zum Bahnhof führte.

Isolde seufzte. Was würde und mußte nun kommen? Sie würde alle ihre Sachen nehmen

und von Ferdinand fortgehen und allein bleiben. Irgendwo. Sie würde zu arbeiten versuchen — Sie zu arbeiten?? Ach, nein, sie würde langsam versinken . . . Sie spürte es deutlich. Sie sah ein Bild: ein weites Moor, aus dem sich zwei Arme reckten, die Arme einer Versinkenden, ihre feinen, weißen Arme mit den blauen Aderchen am Gelenk und am Puls . . .

Sollte sie ihrem Geschick dankbar sein, daß es sie das gelobte Land der Liebe hatte sehen lassen?

Denn sie würde nie wieder froh werden . . . Hände würden sich nach ihr ausstrecken, o ja — denn sie war ja schön, schöner als je; Lippen würden auf den ihren brennen; heiße Augen Funken zu ihr hinübersprühen. Sie würde Stunden schwüler Seligkeiten leben. Aber mitten drin — das wußte sie — würde sie jäh nüchtern werden, wie einer, dem trunke Genossen den Eiskübel vom Champagner-Gelage jäh über den Kopf stülpen: sie würde dann ihr Elend sehen!!! An jedem Tag. In jeder Nacht. Sie würde sie alle mit ihm vergleichen und sich schlecht und verachtet und niedrig vorkommen. Und dann würde eine Stunde kommen, wo sie alle Kleinodien, alles, was diese Liebe ihr mit beiden Händen täglich gegeben, in den Kanal werfen würde . . und . . sich . . dazu . . Und das letzte Wort würde sein: „Martin!“

Su, wie häßlich sie sein würde, wenn man sie herausfischte! . . In dem rotgoldenen Haar, das wie die Abendsonne war, hing vielleicht ein zappelnder Sticksling, der sich darin verfangen hatte — der letzte, der sich bei ihr verfing — sie lächelte ein kurzes

Lächeln bei diesem Gedanken — — und ihr zarter Leib war dann aufgedunsen und blau angelaufen und jeder Student der Charité könnte Zoten reißen. . . Mußte alle Schönheit, die man zu vergeben hatte, zu Schmutz werden?

Aber am Ende konnte sie ja bei Ferdinand Kraag bleiben? Er würde froh sein und sie ruhig dahinleben lassen, ohne Sorge, ohne Sturm.

War das nicht noch schlimmer?

Sie blickte in Martins ernstes, durchfurchtes Gesicht, in dem die Augen so tot lagen: sie sah das Opfer, das er mit diesem Schritt sich selber brachte.

Und im gleichen Moment sagte ihre Frauenlogik: Wenn es ihn schmerzt, liebt er dich ja noch! Liebt er dich — noch!

Sie rührte einen Augenblick seinen Arm an. Aber er faßte nur ihre Hand fest und sagte: „Ja, Isolde!“

Da schämte sie sich ihrer Schwäche.

Ach, sie war doch recht feige.

Als sie sich dem Schmargendorfer Bahnhof näherten, faßte er sie sachte unter dem Arm. Wie früher. Sie lächelte still.

Die Sonne ging zur Küste. Die Fenster des kleinen Dienstgebäudes sahen auf Augenblicke wie vergoldet aus.

Isolde lehnte sich fest an ihn. Ganz fest.

„Du hast mir das Beste meines Lebens gegeben und mir das Böseste angetan. Ich danke dir für beides, Martin.“

„So ist's recht. Tapfer sein!“ Er sagte es laut. Denn er spürte, wie seine Stimme zitterte.

„Ich denke immer daran,“ begann sie wieder, „wie du nun bald berühmt sein wirst. Ich werde stolz auf dich sein! Und schreib deine pariser Adresse. Ich schicke dir dann —“

„Was?“

„Eine Locke.“

Er küßte ihre Hände. „Dank.“

Sie bot ihm die Lippen.

„Nicht den Mund! Nicht den Mund!“

„Doch! doch!“

„Nicht so schwer machen, du!“

„Also adieu denn so! Auf Nimmerwiederssehen!“

Eine kurze Weile zögerte sie noch: als könnte irgendeine Schicksalsfügung eingreifen, daß alles wieder gut würde.

Dann ging sie schnell fort, eilte ins Gebäude, löste das Billett und jagte die Treppe zum Perron herunter. Der Zug kam eben an.

Hastig stieg sie ein und nahm Purzel auf den Schoß. Seine braunen Augen sahen sie dumm und traurig an. Als er sich bei einem stärkeren Ruck des Zuges näher an sie drängte, nahm sie seinen kleinen Kopf zwischen ihre Hände.

„Mein armes Vieh!“ sagte sie mit Tränen in den Augen. „Was wird das nun mit uns beiden werden?“

Letztes Kapitel

Der Lyriker war — wenn man Żelewŝki glauben wollte — heruntergekommen; er war Gefühlŝ nihilist, Zyniker usw. geworden.

Vollends erledigt war er, seit er in den westlichen Cafés und Weinlokalen der offiziellen Bohème verkehrte, jener Bohème, die — nach Żelewŝki Wort — im Bädeler stand und von Reisegeŝellschaften engagiert war, um einem geehrten Publikum ebenso wie Aquarium und Zoo zur Besichtigung freigegeben zu werden. Die Bohème mit Smoking im Spind und dem regelmäŝigen Monatswechsel in der Tasche — quel horreur!

Er hatte seit einiger Zeit sein Talent in den einträglichsten Dienst der Berliner Muse gestellt und beutete sein Reimtalent ŝrupellos für die Wigblätter aus. Er verstand dem Berliner Dialekt wahre Blüten von Koddrigkeit zu entlocken.

Eins seiner zahmsten hieß „Carpe diem“ und ŝloŝ:

„. So nimm se dir se denn se,
So nimm se dir se doch!
Schon wartet mit der Sense
Der Tod am Grabesloch. .

Ist er bei dir zu Gaste
 Und hat es dann geschnappt,
 Na, sage, Mensch, wat haste
 Vom Leben dann gehabt?
 Bei näherer Betrachtung
 Würste dir selbst zu dumm —
 Wat haste von der ‚Achtung‘
 Im Krematorium?“

Er behauptete Julius Marcuse gegenüber, daß dies mit den Renaissancegedichten seiner „Säuglingsperiode“ den seelischen Grundcharakter gemeinsam habe: die große begehrende Geste, den ungezügelten Willen starker Genieser usw. Aber Marcuse donnerte ihm mit einer Philippika über die Sforza, die Bentivoglio und Malatesta nieder, daß er eine Weile an seinem seelischen Aufkommen verzweifelte — aber mit anmutiger Gebärde. Dann setzte er sich hin und verfaßte ein später vielgesungenes Chanson von „Mare mit der Renæssanz“.

Von seinen gebesserten pekuniären Verhältnissen schien sich auch Fresenius mehr und mehr überzeugt zu haben, und er sah mit großem Mißbehagen, daß sein junger Freund sich ostentativ von ihm zurückzog und zu diesem Zweck sogar in die entgegengesetzte Stadtgegend — unweit Bellevue — verzogen war.

Und er entsann sich, daß er für die Herausgabe jenes Lyrikbandes außer der Provision für Meyers' Konversationslexikon nichts bekommen hatte. Sollte er sich diesen „Astpreißen“ entgehen lassen? Da hätte er nicht Leo Fresenius sein müssen.

Es galt aber, strategisch vorzugehen, um die Festung desto sicherer zu besetzen. So flatterten denn in wohlbemessenen Abständen diese Briefe auf des Lyrikers Schreibtisch:

„Werter Herr!

Nachdem ich vergeblich darauf gewartet hatte, daß Sie meine Bemühungen um Ihre Gedichte mindestens durch einmalige Anfrage meiner zu beanspruchenden Entschädigung berühren würden, dies jedoch bisher nicht geschah, schicke ich nunmehr meine Liquidation ein, genau den Normen der Berliner ‚Literarischen Bureaus‘ entsprechend.

Für Prüfung, Kritik und Unterbringung

Ihrer Gedichte M 75.—

Für Prüfung und Kritik Ihrer Novellen „ 50.—

Macht in Summa M 125.—

Um nicht einen moralischen Vorwurf von Ihnen zu hören, überlasse ich es Ihnen, von der Summe die für mich freundlichst geleisteten Bier- und Zigarrenspenden in Abzug zu bringen.

Bequemer kann ich doch die Abfindung für meine seit einem halben Jahre (!) geleisteten Bemühungen nicht machen.

Im übrigen bin ich Ihnen gerne weiter behilflich und begrüße Sie in alter Gesinnung

als Ihr Sie sehr schätzender

Leo Fresenius.

Kopiert!“

„Werter Herr!

In kurzer Zeit war ich zweimal bei Ihnen. Beide Male vergeblich. Wollte Sie auf das neue Blatt ‚Pikanterien‘ aufmerksam machen, dem ich nahe stehe.

Wollen Sie nicht einsenden?

Wann bekomme ich Bescheid auf meinen Brief vom vorigen Montag?

Inzwischen

besten Gruß

Ihr

Leo Fresenius.“

„Werter Herr!

Ihr Schweigen verblüßt mich, wenn ich jener Zeit denke, da wir beide so intim und angeregt verkehrten. Ich bin aber noch immer bereit, für Sie zu wirken und Aufnahme etwaiger Einsendungen Ihrerseits in die ‚Pikanterien‘ zu befürworten.

Können wir uns nicht einmal treffen?

Ich rechne bestimmt darauf, daß Sie mündlich auf meinen Brief zurückkommen nach dem Grundsatz ‚Manus manum lavat‘.

Hochachtungsvoll

Leo Fresenius.“

„Sehr geehrter Herr!

Wir wollen als Männer die Streitart begraben: ich bin zufrieden, wenn Sie mir die runde Summe von 100 Mark übersenden. Eine ausgefüllte Postanweisung anbei.

In der Hoffnung, daß Sie meinen guten Willen
anerkennen werden, zeichne

ergebenst

Leo Fresenius.

Kopiert!"

Zwei Tage später kam ein blauumrandeter Zeitungsausschnitt, in dem von den „Zahlungsfähigen Narren“ gesprochen wurde, die sich in Deutschland ihre eigenen Bücher etwas kosten lassen, wodurch die Behauptung, daß die Deutschen kein Geld für Bücher hätten, der Boden entzogen würde.

Das war undiplomatisch von Fresenius. Der Lyriker, der schon eine Katzenzahlung erwogen hatte, überlegte sich das jetzt anders und sah vergnügt dem Kommenden entgegen.

Das Kommende war eine freundliche Drohung mit dem Kadi: „Sollte ich bis Ende der Woche nicht zu meinem Geld gekommen sein, müßte ich die Angelegenheit bedauerlicherweise meinem Rechtsanwalt übergeben.“ Bum.

Dies Schreiben drehte der Lyriker verblüfft in der Hand, als Martin Melcher kam. Er hatte sich zum Abschiedsbefuch angemeldet.

„Was sagst du zu dem Brief? Zu Hilfe! Eine Hyäne schnappt nach mir.“

„Hast du von ihm was anderes erwartet?“

„Ja, aber was macht man nun?“

„Man faßt es mit zwei Fingern, besser noch mit der Kneifzange an und überliefert es dem feurigen Ofen.“

„Nee. Ich verwahre es mir lieber als document inhumain.“

Sein Haar hatte sich merklich gelichtet in der letzten Zeit. Man hatte ihm schon prophezeit, daß er sich nächstens mit dem Rasiermesser werde kämmen müssen. Und seine gutgepflegte und beringte Hand zitterte merklich, als er den Kognak für sich und Melcher eingoß.

„Also Paris? Und dann Höhenkunst? Na, viel Amüsement!“

„Danke.“

„Du, neulich traf ich Ramdohr. Er malt jetzt — Leistikow.“

„Manu?“

„Ja. Brunewaldseen. Immer eine Ecke. Pro Stück zwanzig Mark. Was meinst du, was er dabei an Naturgefühl zunimmt! Ich glaub', ich könnte die Kiefern nicht mehr riechen!“

„Und er schmunzelte?“

„Er lächelte wie Honigseim. Aber ich bin nicht bange um ihn. Er wird mal eine dicke reiche Witwe heiraten und sich sanft und selig zu Tode füttern lassen. Er hat sogar eine Anlage zum Bäuchlein. Und er ist stolz darauf. Eine glückliche Natur. Fi donc.“

Er goß noch einen Kognak ein.

„Und was machst du jetzt?“

„Ich dichte.“

Er wies mit schlecht verhehltem Stolz auf drei verschiedene Wigblätter, die Verse von ihm gebracht hatten.

„Mein Leben ist sehr interessant geworden, Palettemeister. Ich studiere augenblicklich die Liebe des jungen und erfahrenen Mädels.“

„Ach?“

„Ja. Ein ganzer Abgrund von Erstaunlichkeiten und Bewunderlichkeiten tut sich auf, sage ich dir. Das ist überhaupt das einzige, weshalb sich solche Chosen für einen differenzierten Menschen eignen. Sonst —“

Er schloß mit einer großen Gebärde des Ekels.

„Bist du schon so weit? Wie alt bist du eigentlich?“

„Du wirst Philister, Martin. Anlage dazu hat Zelewski schon immer bei dir entdeckt. Das kommt wohl mit dem gefüllten Portemonnaie von selber. Ananke. Naturerscheinung. Wie gefällt dir übrigens dies himbeerfarbene Gedicht?“ Er meinte seine Kravatte. „Ich notiere übrigens jede Äußerung Betty's — so heißt sie — für eine psychologische Studie oder so. Du wirst staunen.“

„Ich staune jetzt schon.“

Martin Melcher staunte wirklich. Das war Einer, der das Recht hatte, ihn „Du“ und „Freund“ zu nennen! Es war doch eigentlich ein recht übler Typus der Gattung homo sapiens. War der da eigentlich immer so gewesen und hatte er selber nur sich geändert??

Von der Straße her klang das Klappern und Kragen der Schneeschaufler.

„Es ist bald wieder Weihnachten.“

„Ja. Wie gemütlich war es doch das letztmal. Weißt du noch? Was doch ein Jahr verändert!“

„Ja. Das kommt nicht wieder.“

„Du fangst damals das von dem ‚bouquet de deux sous‘.“

Beide summten halblaut das Montmartreliedchen, und der Lyriker imitierte in der Luft das Gitarrezupfen. Aber beide stockten und schwiegen, als die Stelle kam: „. . . L'amour qui tue.“

Keiner nannte Pronizens Namen.

Nach einer Weile brummte der Lyriker: „Sterben?? Brrr. Lewer Slav üs dood!!! Denn das Leben ist eine patente Erfindung, du!“

Melcher wollte gehen.

„Warte doch noch einen Augenblick, dann kannst du Frau Amanda hier treffen.“

„Wen??“

Der andere lachte. „Du bist auf falscher Fährte, wenn ich deine Gedanken richtig errate. Es geschieht nur wegen — Eigentlich habe ich ja Discretion versprochen. Aber dir gegenüber —! Zelenwski ist doch krank. Gelenkrheumatismus, glaube ich. Er büßt jetzt mancherlei ab. Und nun braucht sie Geld.“

„Und du gibst?“

„Einen ganzen Haufen hab' ich schon à fonds perdu gegeben. Es ist scheußlich.“

Melcher drückte ihm die Hand.

„Du bist doch anständiger, als ich dachte.“

„Ich danke schön für die gute Meinung —“

Es klingelte.

„Da ist sie. Sie kommt immer pünktlich. Heute wird mir das Bluten sauer.“

Melcher griff nach seinem Geld.

„Laß nur!“

Es kam ganz anders: Frau Amanda Zelewski gab das Geld zurück. Sie war sehr stolz.

Sie hatten eine kleine Erbschaft gemacht. Paar Hunderter. Von einem vergessenen Onkel, der ein Geschäft in Hannover hatte.

Jetzt zahlte sie alle Schulden ihres Mannes ab. „Es bleibt dann noch eine Menge. Ich kann paar Wochen ausruhen, meinen Zacharias pflegen und ihm vorlesen. Und wir haben uns sogar ein eichenes Bücherspind gekauft. Sehen Sie sich's doch mal an!“

Der Lyriker versprach es.

Melcher erkundigte sich nach Vespasian.

Sie triumphierte. „Er ist fort. Wahrscheinlich ist er mal bei offener Tür hinausgelaufen und Jungens haben ihn gestohlen. Es war ein abscheuliches Tier.“

Sie schüttelte sich vor Unbehagen bei der Erinnerung an den aufgezwungenen Hausgenossen. Und gleichzeitig bligten ihre Augen vor Lust und List. Sie war offenbar nicht unschuldig an dem Verschwinden des unglücklichen Igels.

Um einige Jahre jünger sah sie aus, seit Frau Sorge eine kurze Zeit die drückende Hand von ihrer Schulter genommen hatte.

Als Melcher mit ihr draußen stand, fragte er ärgerlich: „Und wenn dieß Geld zu Ende ist — und wie lange kann das dauern? —, dann arbeiten Sie wieder wie früher an der Stanzmaschine?“

„Gewiß. Es wird ja gut bezahlt.“

„Und für Zacharias Zelewski!! Hat denn das

einen Sinn?? Machen Sie sich doch von ihm frei!
Jeder ist sich doch selber am Ende der Nächste."

Sie sah ihn groß und kopfschüttelnd an.

„Sie scheinen doch nicht zu wissen, was Liebe ist,
Herr Melcher! Nein," wiederholte sie mit unendlich
überlegenem Lächeln. „Was Liebe ist, wissen Sie
nicht!!“

Er lachte kurz auf und sprach von Arbeit, Kunst
und Zukunft.

Sie hörte aufmerksam zu. Aber dies Lächeln
verließ sie nicht.

. . Und dies Lächeln und ihre letzten Worte ver-
folgten Martin Melcher noch lange, lange, als er im
Wagen saß, als ihn die rollenden Räder nach Westen
trugen, als er den Berg sicher, ohne Umwege, empor-
klimmte, und als er den Gipfel mit festem Fuß betreten.

Ende

Umschlag und Einband von Alphons Woelfle
Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niesfern bei Pforzheim
Einbände von E. H. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Princeton University Library



32101 067123149